

An der Wand kann man nicht nähen

Susanne Hesse

An der Wand kann man nicht nähen

Roman

Pro-Talk

— Wahres Leben —

G. C.
Danke
für die Balance

1. Stille

Sarah füllt den Raum mit ihrer Stimme. Wie ein Tuch aus violetterem Samt umhüllt der Gesang die Gemeinde und fängt die Trauer ein.

Vergissmeinnicht schmücken den Raum, leuchtend blau wie der Himmel an einem strahlenden Sommertag. Trollblumen bedecken die Urne, die „Glatzer Rose“ erweckte Heimat in dir, von allen Blumen waren sie dir die liebsten. Sonnengelb ist auch die Schleife: Immer in unseren Herzen, darunter unsere Namen. In der Mitte eine Schale mit Sand, der Rand ist gespickt mit deinen Memorykarten. Zwanzig Teelichter beleuchten die Motive. Zwanzig Trauernde, die dir im Leben viel bedeutet haben, und doch erinnerstest du dich nicht mehr an sie. Ein Herz aus rosa Rosen und ein von Kinderhand gemaltes Bild: Wolken, Blumen und ein Stern – für Uromi, deine Kimi. Etwas erhöht auf einer Stufe liegt dein Kniffelblock, bis zuletzt hast du die Freude am Würfeln nicht verloren. Buntes Nähgarn und etwas Seidenstoff in einem Leinenkörbchen. Dein Schneiderberuf hat dich durch alle Krisenzeiten getragen, stolz hast du davon erzählt.

Precious Lord, take my hand

Lead me on

Let me stand

I am tired, I am weak, I am worn

Through the storm, through the night

Lead me on to the light

Take my hand precious Lord, lead me home.

Sarah setzt sich neben mich. Berührende Stille im Raum. Gedanken ziehen wie Nebelschwaden an mir vorbei. In den letzten Jahren sind wir uns sehr nahe gekommen. Gewissermaßen hast du dein Leben in meine Hände gelegt, weil du es alleine nicht mehr leben konntest. Manchmal haben wir über den Tod gesprochen und darüber, wie die Zeremonie ablaufen soll. Dich hat das alles sehr belustigt, der Tod bot dir keine Schrecken.

Wir haben über die Musik in der Kapelle gesprochen und über den Florentiner Marsch, der deine Kindheit bereicherte.

Jahr für Jahr begleitete er dich beim Kirmesfest vor dem Elternhaus. Den Florentiner Marsch als letzten Gruß? Dein Lachen höre ich noch heute, denn die Musik für den Abschied war dir gleichgültig, weil du sie doch nicht mehr hören kannst.

Du hörst sie nicht? Ich spüre dich ganz nah bei mir.

„Seid nicht traurig, wenn es einmal still um mich wird. Friedlich einschlafen, das ist mein einziger Wunsch an den Tod.“

Wie oft hast du uns das gesagt.

Scherzhaft habe ich erwidert: „Warum sollten wir darüber traurig sein? Dann wird gefeiert!“.

Darüber haben wir beide schallend gelacht und ich habe deine Hand gedrückt und dir gesagt, dass du mir einmal sehr fehlen wirst. Mit deiner Einstellung zum Sterben hast du mich stark gemacht für diesen Moment, und doch

Angela erzählt fast heiter aus deinem Leben, wir erkennen dich in jedem Wort. Schlesien, unbeschwerte Kindheit in armen Verhältnissen, traumatische Kriegserlebnisse und Gnade des Schicksals: Du hast die Heimat verloren, aber nicht dein Leben. Niederlagen haben dich stark gemacht, niemals hast du die Hoffnung aufgegeben. Menschen, die in deinen schwersten Zeiten selbstlos für dich da waren, hast du nicht vergessen, aufrecht bist du durchs Leben gegangen. Dann der Neubeginn in Hamburg, als endlich alles leichter wurde.

Angelas Rede hätte dir gefallen. Sie endet mit dem Gedanken, mit dem auch du deine Aufzeichnungen beendet hast:

„Wenn ich von Rückers erzähle, dann spreche ich von Zuhause. Meine Heimat ist eben dort, wo ich geboren und aufgewachsen bin“.

2. Rückers 1920 - 1922

Dass ich ein Wunschkind war, kann man nach Lage der damaligen Dinge sicher nicht behaupten. Vier Kinder zählten bereits zur Familie und die Zeit, zwei Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, war gewiss nicht rosig. Nun gehörte ich halt dazu und so sollte es wohl sein, denn im späteren Leben wurde ich doch recht oft gebraucht.

Die älteste Schwester Martl war damals sechzehn Jahre alt. Martl wurde im Nachbarort Bad Reinerz im Kaufhaus Sandler zur Verkäuferin in der Textilbranche ausgebildet. Sie wohnte auch dort und bekam vierzehntägig einen Sonntag frei. Dann waren da zwei Jungen, der achtjährige Gerhard und Hubert, sechs Jahre alt. Sein Geburtsdatum fällt genau in die Zeit, als im Sommer 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach und Vater in den Krieg ziehen musste, um das Vaterland zu verteidigen, wie es immer so schön hieß. Einen Monat nach Kriegsende im Dezember 1918 wurde Klärchen geboren und bis zu meinem Erscheinen im November 1920 war sie das Nesthäkchen. Jetzt war Klärchen zwei Jahre alt und musste notgedrungen ihre Vormachtstellung abgeben. Sie hatte es wohl auch akzeptiert, denn unser Leben lang haben wir eng zueinandergehalten.

Nun sollte ich bald getauft werden. Vater wollte eine Anna, denn so hieß eine seiner drei Schwestern. Mutter aber wollte eine Annelies und setzte sich auch durch. Leider kannte sie sich mit den Vorschriften der katholischen Kirche nicht so gut aus und wusste deshalb nicht, dass Annelies kein seliger Name war. Der Pfarrer verweigerte die Taufe. Deshalb wurde ich auf den Namen Anna-Louise getauft, aber alle riefen mich fortan „Annelies“. Der Pfarrer und die Eltern waren zufriedengestellt. Vater bekam seine Anna und Mutter hatte einen königlichen Namen angehängt. Ich erfuhr von der komplizierten Namensgebung erst in der Nazizeit, als ich volljährig war und eine Kennkarte erhielt. Jetzt war ich getauft, hatte einen Namen und war mit meinen über neun Pfund Geburtsgewicht ein wahrer Wonneproppen.

Die ersten Wochen verliefen ganz normal, doch in der sechsten Woche bekam ich einen starken Keuchhusten. Für Mutter eine schlimme Zeit, Tag und Nacht musste sie über mich wachen. Ihr blieben nur die Abendstunden für andere Arbeiten, denn Vater musste ja Geld verdienen. Vater arbeitete im Nachbarort Friedrichsgrund als Zimmermann. Täglich bewältigte er eine Stunde Hinweg und eine Stunde Rückweg zu Fuß bei jedem Wetter, ob Wind, Regen oder Schnee.

Unser Landarzt, der Sanitätsrat Doktor Jacobsen, behandelte meinen Keuchhusten. An manchen Tagen kam er mehrmals, um nach der kleinen Patientin zu sehen. Doktor Jacobsen hatte mir schon auf die Welt geholfen. Damals gingen die Frauen zur Entbindung nicht in ein Krankenhaus. Der Keuchhusten verschlimmerte sich und bald war auch der Doktor mit seinem Latein am Ende. Er kannte nur noch ein Medikament, das mich vielleicht retten würde.

Rückers mit seinen 2.400 Einwohnern besaß keine Apotheke. Die Medikamente mussten in Bad Reinerz besorgt werden. Dorthin gelangte man zu Fuß schneller als mit der Eisenbahn, denn die Bahnhöfe lagen vom Ortskern zu weit entfernt. Über die Felder und ein Stück Landstraße lief man ungefähr dreieinhalb Kilometer. Vater war auf der Arbeit und Mutter durfte mich nicht alleine lassen. Deshalb rannte mein großer Bruder mit dem Rezept in der Hand los. Anfang Februar lag hoher Schnee und Schneeverwehungen erschwerten das Laufen. Mutter machte sich große Sorgen um Gerhard und betete, dass dem achtjährigen Jungen auf dem einsamen Weg nichts passieren würde. Gerhard aber muss mit Riesenschritten durch den Schnee gestapft sein, viel schneller als erwartet trat er zur Stubentür herein und fragte völlig außer Atem: „Lebt sie noch?“. Mutter fiel ein Stein vom Herzen, der Junge war mit dem hoffnungsvollen Medikament gesund zurückgekehrt.

Die Nächte verbrachte ich neben Mutter im Bett. In dieser Nacht war Mutter vor Erschöpfung für kurze Zeit fest eingeschlafen. Erschrocken wachte sie auf, sie hörte kein Röcheln,

kein Husten und glaubte an das Schlimmste, auch weil meine Augen weit geöffnet waren. Doch bald merkte sie, dass ich ganz ruhig atmete, und legte mich an ihre Brust. Das Medikament war wahrlich ein Wundermittel. Von nun an ging es mit mir bergauf und langsam normalisierte sich der Tagesablauf.

Mutter hatte alle Hände voll zu tun und war um ihre Freizeit nicht zu beneiden. Dreimal am Tag wurde das Feuer im Herd entfacht, sowohl im Winter als auch im Sommer. Gas gab es im Dorf nicht, aber elektrisches Licht war schon vorhanden. Ein Sägewerk in der Nähe des Bahnhofs erzeugte Elektrizität und versorgte das Dorf mit Strom.

Dafür zahlte jeder Haushalt im Monat eine Mark. Technische Geräte wie Waschmaschine, Staubsauger und Mixer waren zur damaligen Zeit Fremdwörter. Bei der geringen Stromkapazität, die vom Sägewerk an das Dorf abgegeben wurde, hätte man solche Geräte nicht einsetzen können.

Wasserleitungen gab es in Rückers noch nicht. Direkt vor unserem Haus floss ein kleiner Bach mit klarem Gebirgswasser. Das war der Mühlbach, von den Einwohnern Mühlgraben genannt. Der Mühlgraben belieferte die Anwohner mit Nutzwasser. Badewasser, Wasser für die Hausarbeit, den Garten und das Vieh schöpfte man aus dem Bach. Der Abstieg zum Mühlgraben war stufig angelegt. Vater hatte eine Plattform aus Holz gebaut, damit die Frauen bequem die Wäsche spülen konnten. Die Wäsche wurde auf dem Kohleherd in einem riesigen Topf mit Seifenlauge gewaschen und anschließend in einer großen Holzwanne auf dem Waschbrett gerulfelt.

Das Wasser zum Trinken und Kochen holten wir von weit her. In zweihundert Metern Entfernung gab es eine Wasserpumpe. Im Winter froh die Pumpe oft ein, obwohl sie mit Stroh und Tüchern dick eingepackt war. Hundert Meter weiter, beim Gasthaus zum Dorfkrug, sprudelte eine kleine Naturquelle und bei starkem Frost holten wir das Trinkwasser von dort. Unser Viehbestand war nicht sehr groß. Im Stall standen zwei Ziegen. Das Melken der Ziegen war Mutters Arbeit. An

der Schuppenwand tummelten sich vier Kaninchen in Vaters selbst gezimmertem Kaninchenstall und vor dem Haus gackerten acht bis zehn Hühner. Mutter kaufte jedes Jahr Enten- und Gänseküken, um Federn für die Aussteuer ihrer Töchter zu sammeln. Daraus fertigte sie Federbetten und Kopfkissen für Klärchen, Martl und für mich. Sie fütterte die Küken in einer Kiste im Hausflur mit fein geschnittenen Nesselblättern und zerdrückten hart gekochten Eiern. Als die Tiere heranwuchsen, kamen sie auf die Wiese unter ein großes Drahtgitter. Wenn die Enten eine Größe erreicht hatten, dass ihnen der Habicht nicht mehr gefährlich werden konnte, durften sie frei herumlaufen und im Mühlgraben schwimmen.

Für die Gänse hatte Vater im Garten ein Gatter gezimmert. Da wurden sie tagsüber oft eingesperrt, denn Fremden gegenüber benahmen sich die Gänse schlimmer als ein Kettenhund und ließen niemanden auf das Grundstück. Zur Weihnachtszeit mussten die Gänse ihr Leben lassen. Eine Gans behielten wir als Festmahl zu Weihnachten, die anderen verkaufte Mutter je nach Gewicht für sechs bis acht Mark pro Stück.

Die meiste Gartenarbeit wurde auch von Mutter erledigt. Mein Elternhaus war in einen Abhang gebaut, der Garten wies ein starkes Gefälle auf. Den Grat am Hang mähte Mutter mit der Sense, als Grünfutter für die Tiere im Sommer und als Heu für den Winter. Oben auf dem Plateau baute Mutter jedes Jahr Kartoffeln an. Auf halber Höhe hatte Vater ein kleines Gärtchen umzäunt für Kräuter und Gemüse. Da wuchsen Stachelbeer- und Johannisbeersträucher und ein Sauerkirschbaum. Auf dem Berghang hinter dem Haus standen Pflaumenbäume und ein Apfelbaum, der im Oktober zuckersüße Äpfel lieferte. Unser Weihnachtsapfelbaum trug im Herbst kleine rote Winteräpfel, die wir blank polierten und Weihnachten in den Christbaum hängten.

Vater verstand sein Handwerk, doch vor Gartenbau und Landwirtschaft drückte er sich gern. Er hielt die Ställe sauber, wendete das Heu und harkte es zusammen. Als Zimmermann war Vater gut beschäftigt. Er hatte in Rückers den „Wolken-

kratzer“ mitgebaut, das war so um 1910. Für ein kleines Dorf wie Rückers war das viergeschossige Haus ein imposantes Gebäude. Der Wolkenkratzer stand unserem Haus gegenüber und dazwischen befand sich eine von Erlen umsäumte große Freifläche. Das war der Spritzenplatz. Der hieß so, weil die Feuerwehr dort einmal wöchentlich übte. Dann rief man „Wasser Marsch!“ und man ließ den Schlauch mit dem Saugfilter in den Bach. Vier Feuerwehrmänner pumpen im Rhythmus. Während der Brandmeister seine Kommandos erteilte, kletterten Feuerwehrleute auf den für unsere Begriffe recht hohen Turm vom Spritzenhaus und löschten den imaginären Brand. Uns Kindern bot dieses Schauspiel immer eine spannende Abwechslung. Wenn es wirklich einmal brannte, lief der „Melder“ durch das Dorf und blies in die Alarmhupe. Gleichzeitig ertönte der Alarm der Fabriksirene im Dauerton. Die Feuerwehrleute waren schnell zur Stelle. Der Bauer, der am schnellsten mit zwei Pferden anrückte, um die Spritze und die Feuerwehrmänner zur Brandstelle zu bringen, erhielt eine Prämie von zwanzig Mark. Eine Motorspritze gab es erst Jahre später.

Gegenüber dem Spritzenplatz floss der Steinbach, wir Kinder kannten ihn nur als das „große Wasser“. Auf dieser Seite des Platzes wuchsen sechs Erlen im Rondell und der Raum dazwischen bildete für uns ein Zimmer, in dem wir mit unseren Puppen spielten. Wegen des Höhenunterschiedes wurde der Steinbach gestaut. Die ganz mutigen Kinder rutschten unter lautem Geschrei die tiefe Abschrägung hinunter. Im Staubecken selbst durfte nicht gebadet werden wegen der Gefahr des Ertrinkens. Schwimmen konnte kaum jemand, es fehlte an Gelegenheit. Wir Kinder vergnügten uns in Hemd und Schlüpfer im „großen Wasser“.

Wenn Vater auf der Arbeit und Mutter im Haushalt beschäftigt waren, mussten Hubert und Gerhard auf die kleinen Schwestern achtgeben. Ich lag im Steckkissen im Kinderwagen. Die Kinderwagen damals waren sehr hoch, mit gigantischen Rädern, von einer Federung konnte kaum die Rede sein. Bei

den neueren Modellen lagen die Babys in einer Gondel aus Korbgeflecht. Bei unserem Wagen bestand die Gondel aus halbierten Weidenruten. Innen war sie mit einem Wachstuch ausgeschlagen. Für das Verdeck, die Plau, wurden ebenfalls mit einem Wachstuch überzogene gebogene Weidenruten verwendet. Der Wagen spielte bei der Vertreibung im Oktober 1946 eine wichtige Rolle, aber davon werde ich später erzählen.

Mutter schärfte den Jungen ein, den Kinderwagen in der Küche nicht anzufassen. Der sechsjährige Hubert aber konnte der Versuchung nicht widerstehen, kippte den Wagen nach vorn und rief stolz: „Guck mal, Gerhard, ich kann es auch schon so machen wie die Mama!“ Und so flog ich in hohem Bogen aus dem Wagen auf das Steinpflaster. Doch mein Bruder, der mich beinahe ins Jenseits katapultierte, verlor nicht die Nerven. Er rannte in den Stall und schrie „Mama, Mama, komm schnell, sie ist noch nicht ganz tot!“. Bei dieser Hiobsbotschaft ließ Mutter den Melkeimer fallen und eilte ins Haus.

Da lag ihr Baby auf dem Steinpflaster, mucksmäuschenstill, die Augen nach hinten verdreht, ein Schock für Mama. Diesmal war das Steckkissen mein Lebensretter. In der Luft habe ich wohl einen Salto gemacht und bin sanft im Steckkissen gelandet. Die verdrehten Augen betrachteten den bunten Vorhang der Ofenbank. Das Missgeschick habe ich ohne Blessuren überstanden.

Ein traumatisches Erlebnis ereignete sich auch mit Klärchen. Sie konnte schon sitzen. Mutter setzte Klärchen in den Leiterwagen mit vielen Kissen um sie herum. Die Jungen erhielten strenge Order, auf die kleine Schwester aufzupassen. Aber mit dem Gehorchen war es nicht so weit her. Gerhard und Hubert fuhren mit dem Leiterwagen den Weg entlang.

Der Weg war so breit, dass bequem ein Pferdefuhrwerk darauf fahren konnte, und wenn die Jungen den Wagen vernünftig gezogen hätten, dann wäre auch nichts passiert. Sie aber spielten Pferd und Kutscher. Hubert mimte an der Deichsel das Pferd und Gerhard war der Kutscher. Er schob den Wagen kräftig an, um sein Pferd voranzutreiben. Das Pferdchen Hubert konnte

mit seinen kürzeren Beinen dem Tempo nicht standhalten, die Deichsel glitt ihm aus den kleinen Händen, der Wagen rollte die Böschung hinunter und stürzte mitsamt Klärchen ins Wasser. Der Bach war damals noch recht tief, nur die Räder ragten aus dem Wasser. Emma, die erwachsene Nachbarstochter, sah zufällig die beiden Jungen ratlos am Ufer stehen und den Leiterwagen aus dem Wasser ragen. Sie rief: „Habt ihr etwa das Klärchen im Wagen?“ Und Emma, so wie sie war, mit Schuhen und allem, was sie anhatte, sprang ins Wasser und zog Klärchen an die Oberfläche. Irgendwie schwebte über unserer Familie immer ein Schutzengel.

Uns Kindern bot das Rückerser Dorfleben paradiesische Verhältnisse. Wir konnten auf der Straße spielen, ohne befürchten zu müssen, dass uns ein Auto überfährt. Ob es in dieser Zeit schon ein Auto in unserem Dorf gab, erinnere ich nicht. Alles wurde mit Pferdefuhrwerken und Droschken transportiert. In den Pferdeäpfeln auf der Straße tummelten sich Spatzen, die Gartenbesitzer sammelten den Pferdemit ein, als Dünger für ihre Gemüseärten.

Manchmal flog ein Flugzeug über die Grafschaft Glatz. Das Geräusch lockte nicht nur alle Kinder ins Freie, auch die Erwachsenen liefen hinaus und schauten zum Himmel. Doch wenn der Zeppelin lautlos über unser Dorf schwebte, waren wir von dem Ereignis ganz beseelt.

An einem heißen Sommertag nahm Mutter Klärchen und mich mit auf die Schonung am Waldrand. Zwischen den winzigen Bäumchen sichelte Mutter das Gras als Heu für den Winter. Ganz in der Nähe befand sich ein kleiner Teich mit seichten Stellen. Hier packten Klärchen und ich unsere Puppen und die Puppenwäsche aus und beschäftigten uns als Puppenmütter.

Die herumfliegenden Libellen mit ihren zarten Flügeln schillerten im Sonnenlicht in vielen bunten Farben, in der Ferne huschten Rehe vorbei. Aus den feuchten Bergwiesen leuchteten goldgelbe Punkte: Die Trollblumen, die ich so sehr liebte. Bei uns als Glatzer Rose bekannt, war die Trollblume das Symbol der Grafschaft Glatz. Die Idylle war perfekt.

Als wir abends nach der Mahd nach Hause kamen, war die Glucke tot. Die erst wenige Tage alten Küken hockten eng zusammen gekuschelt in einer Ecke im Stall. Mama wollte wissen, was passiert war. Gerhard schwieg und Hubert traute sich auch nicht, etwas dazu zu sagen. Mama versprach, ihm würde nichts passieren, wenn er die Wahrheit erzählte. Denn die Henne war noch warm und könnte vielleicht noch verwertet werden. Weiterlich berichtete Hubert von dem Geschehen. Durch die Hitze tropfte vom geteerten Schuppendach Teer auf den Boden. Darin klebte ein Küken mit seinen Krallen fest und Hubert wollte es befreien. Da flog ihm die Henne in den Nacken. In seiner Panik packte Hubert die Henne am Hals und warf sie von sich. Dabei brach sich die Henne ihr Genick. Mama hatte Verständnis für Hubert und konnte die Henne nun richtig schlachten und noch verwerten.

3. Der Einsamkeit entgehen

„Erziehe deine Frau zur Witwe“ war das Motto meines Vaters. Er überließ meiner Mutter gerne die Arbeiten, die damals noch der Männerwelt vorbehalten waren. Handwerkerarbeiten wie Bohren, Schrauben und Hämmern führte immer meine Mutter aus, sie kümmerte sich sowohl um die Steuererklärung als auch um das Befeuern der Öfen. Mein Vater verbrachte als selbstständiger Handelsvertreter viel Zeit am Schreibtisch und überließ alle Arbeiten im Haus und Garten gerne seiner Ehefrau. Ob die „Erziehung zur Witwe“ aus der Bequemlichkeit heraus entstand oder weil er seinen frühen Tod vorausahnte, vermag ich nicht zu beurteilen. Als mein Vater starb, hinterließ er eine 55-jährige Witwe, die in der Lage war, alle Dinge selbständig zu regeln. Mutter gehörte nicht zu den Frauen, die nach dem Tod ihrer Männer völlig hilflos zurückblieben und sich nur schwer im Leben zurechtfinden. Die Trauer über den plötzlichen Tod meines Vaters schwebte über unserer Familie,

aber das Leben ging weiter. Oft war es die Mutter, die meine Schwester und mich über den Verlust tröstete. In schwierigen Situationen war sie immer eine starke Frau gewesen.

Vielleicht war das der Grund, weshalb wir erst spät die Veränderungen wahrnahmen. Heute fallen mir Begebenheiten ein, die sehr weit zurückliegen und denen ich zum damaligen Zeitpunkt keine Beachtung schenkte.

Mutter wohnte in dem Haus in Hamburg-Tonndorf, das sie und mein Vater Anfang der fünfziger Jahre auf Leibrente kauften. Damals zogen wir aus einer gemieteten achtzehn Quadratmeter großen Einzimmerwohnung in das dreißig Jahre alte Haus, die Eltern, die Oma, meine Schwester Veronika und ich. Wenige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg war Wohnraum knapp und unser Haus noch von Umsiedlern bewohnt. In den beiden Mansardenstuben lebte eine junge Familie mit drei Kindern. Die unteren Räume teilten wir uns mit einem betagten Hamburger Ehepaar, dessen Wohnung den Bomben zum Opfer gefallen war, und einer aus Ostpreußen vertriebenen jungen Frau. Die Eltern, die Oma, Veronika und ich richteten uns in den verbliebenen zwei Zimmern ein. Die geräumige Wohnküche und der große Garten standen allen zur Verfügung. Für Mutter kam es nicht infrage, den Mitbewohnern zu kündigen. Sie kannte das Leid, heimatlos zu werden und nicht zu wissen, wohin. Ohne die selbstlose Hilfe fremder Leute hätte sie die Vertreibung aus Schlesien vielleicht nicht überlebt. Die Mitbewohner blieben also und wir lebten sieben Jahre in friedlicher Koexistenz.

Im Laufe der Jahre entstand in Hamburg neuer Wohnraum und die Mieter zogen nach und nach aus. Unsere Oma bewohnte nun die beiden Mansardenstuben und Veronika und ich teilten uns das Zimmer, in dem zuvor das Hamburger Ehepaar wohnte. Vater konnte sich endlich sein eigenes kleines Büro direkt neben dem Wohnzimmer einrichten. Zur Küche führten fünf Stufen hinunter. Von dort gelangte man in das Elternschlafzimmer. Im ganzen Haus befanden sich Kohleöfen, nur das Elternschlafzimmer ließ sich nicht beheizen.

Deshalb bedeckte mein Vater sein haarloses Haupt an Frosttagen nachts mit einer Pudelmütze. Wenn die Glut in den Öfen in den frühen Morgenstunden erlosch, bildeten sich an den Fensterscheiben glitzernde Eiskristalle.

Viele Jahre später, die Oma und der Vater waren inzwischen gestorben, bauten wir das Haus in Eigenarbeit um. Wir rissen die zugige Küche und das Schlafzimmer ab und mauerten ebenerdig neue Räume. Eine dicke Dämmung schützte nun das ganze Haus vor Kälte.

Veronika wohnte bereits mit ihrem Mann Wolfgang ein paar Straßen weiter. Mein Mann Herbert und ich zogen in den neunziger Jahren in ein eigenes Haus nach Schleswig-Holstein. Fortan lebte Mutter allein in ihrem Haus, das anfangs von dreizehn Leuten bewohnt war.

Das Alleinsein machte ihr nichts aus. Der Garten und die Privatschneiderei nahmen viel Zeit in Anspruch. Ein kleiner Freundeskreis und eine gute Nachbarschaft sorgten für Abwechslung. Als die Enkelkinder Julia und Jens in den achtziger Jahren zur Welt kamen, war das Glück vollkommen. Wenn meine Schwester halbtags arbeitete, war „die Oma“ zur Stelle, um mit den Enkeln zu spielen und zu basteln. Mutter war fest in das Familienleben eingebunden. Durch die kurze Entfernung zu Veronikas Haus lagen häufige Besuche auf der Tagesordnung.

Ich arbeitete nicht weit entfernt in Hamburg-Rahlstedt in einem ökologischen Baugeschäft. Das Geschäft gründeten mein Mann Herbert und ich im Jahr 1985, als die Nachfrage nach ökologischen Produkten stieg und entsprechende Produkte im Handel kaum erhältlich waren. Als Team ergänzten wir uns optimal. Herbert als Architekt verfügte über das technische Wissen und ich übernahm die kaufmännische Leitung.

Hin und wieder besuchte Mutter uns auf der Arbeitsstelle. Die kurze Strecke von drei Kilometern legte sie mit dem Fahrrad zurück. Meistens brachte sie donnerstags vom Ökomarkt Frikadellen und Würstchen mit oder an anderen Wochentagen Streuselkuchen vom Bäcker. Ich setzte im Büro Kaffee

auf, wir verzehrten genüsslich die Leckereien und tauschten Neuigkeiten aus. Die Besuche waren mir ein lieb gewordenes Ritual. Nur manchmal, wenn viel zu tun war, stand ich unter Spannung. Waren mehrere Kunden im Laden, musste ich im Verkauf helfen. Dann geschah es mitunter, dass Mutter lange Zeit alleine im Büro saß, ihr Würstchen aß und, ohne dass wir miteinander reden konnten, nach Hause radelte. Das machte mich immer etwas traurig.

Im Sommer 2003, Mutter war 82, besuchte sie uns häufiger als üblich im Geschäft. Nun lud sie Herbert und mich auch öfters abends zum Essen zu sich nach Hause ein. Sie kochte gerne und gut und jedes Mal durften wir etwas auswählen, worauf wir Appetit hatten. Doch bald nahmen die Einladungen überhand.

Nach einem anstrengenden Arbeitstag freute ich mich auch auf mein Zuhause. An normalen Tagen trafen wir abends um halb acht dort ein. Wenn Staus oder glatte Straßen im Winter auf der Heimfahrt über die A1 an den Nerven zerrten und wir zu später Stunde heimkamen, fühlte ich mich erschöpft und leer. Die Hausarbeit erledigten wir überwiegend an den Wochenenden. Das Unkraut im Garten ertrugen die lieben Nachbarn mit stoischer Ruhe, bei unseren Freunden machten wir uns manchmal sehr rar. Dann war da noch unsere Hündin Thessa, ein Windhund-Boxer-Mix, die sich während einer Griechenlandreise halb verhungert in mein Herz schlich und viel Zeit beanspruchte. Tagsüber verweilte sie brav in einer Ecke im Büro. Kaum klappte die Ladentür hinter ihr zu, war ihr Bewegungsdrang nicht mehr zu bremsen. So sagte ich auch öfters mal „nein“ zu einer Einladung zum Essen und bemerkte nicht Mutters Versuche, der Einsamkeit zu entgehen.

Mutter war ihr Leben lang immer sehr beschäftigt gewesen, Langeweile kannte sie nicht. Die Situation änderte sich unbemerkt mit leisen Schritten.

Mein Vater starb vor 26 Jahren. Die Arbeit in dem Ein-Personen-Haushalt hielt sich nun in Grenzen, auch der pflegeleicht angeordnete Garten erforderte nicht ständiges Handeln.

Die Enkel Julia und Jens waren der Pubertät entwachsen und gingen ihre eigenen Wege.

Besuche von Freundinnen fanden kaum noch statt, denn die meisten lebten nicht mehr oder sie waren nicht mehr mobil.

Die Privatschneiderei kam zum Erliegen, weil die inzwischen betagten Kunden den Weg nach Hamburg-Tonndorf nicht mehr bewältigten.

Die Nachbarschaft löste sich durch Tod oder Umzug auf. Die neuen Nachbarn sprachen kaum Deutsch oder waren mit sich selbst beschäftigt. Man grüßte freundlich und wechselte vielleicht ein paar Worte, mehr aber nicht.

Die Geschwister Martl und Gerhard lebten seit einigen Jahren nicht mehr, Hubert war im Krieg gestorben. Cläre, früher wurde sie „Klärchen“ gerufen, wohnte in Augsburg. Die weite Entfernung wurde im Alter zum Hindernis für gegenseitige Besuche. Kurzum: Mutter hatte zum ersten Mal in ihrem Leben Zeit, die irgendwie zu füllen war.

Fortan widmete sie sich dem Häkeln von Woldecken. Vom Dachboden zauberte sie haufenweise Wollreste in allen Farben hervor und als sich der Vorrat erschöpfte, kramten Veronika und ich in unseren Wollbeständen nach Brauchbarem. Mutter saß abends zufrieden vor dem Fernseher und häkelte, bis alle Familienmitglieder mehrere Decken besaßen und der letzte Wollknäuel aufgebraucht war.

Im folgenden Frühjahr ließen die Besuche in unserem Geschäft nach. Eines Tages vertraute Mutter mir an, sie traue sich nicht mehr so recht, Fahrrad zu fahren. Wie viele Frauen ihrer Generation besaß sie keinen Führerschein. Ihre Schulfreundin Ulli lehrte sie das Fahrradfahren, als sie neun Jahre alt war. Das Rad gehörte Ullis erwachsenen Schwestern, der Sattel war viel zu hoch und so lernte Mutter stehend fahren. Auch im Alter fuhr sie leidenschaftlich gerne Rad und erledigte alle Einkäufe und Ausflüge in die nähere Umgebung mit ihrem blauen Hollandrad. Zu Fuß war sie schon immer ungern unterwegs

gewesen. Mitunter beschlich mich der Verdacht, dass Mutter auf dem Treck im Spätherbst 1946 für sich entschieden hatte, nie wieder längere Strecken zu laufen, wenn es sich irgendwie vermeiden ließe. Mir schwante, dass sie ohne Fahrrad nur noch selten oder gar nicht mehr das Haus verlassen würde.

Zufällig beobachtete ich vom Bürofenster aus eine junge Frau mit einem Handicap auf einem Dreirad für Erwachsene. Da kam mir die Idee. Ein solches Fahrrad wäre vielleicht für Senioren ideal zur Erhaltung der Mobilität, kippstabil und hintendrauf ein großer Korb für die Einkäufe! Begeistert berichtete ich Mutter von dem Plan. Ich rechnete mit Widerstand, denn anderen gegenüber zeigte sie sich gerne großzügig, während sie jede Anschaffung für sich sehr genau überlegte. Womöglich wäre ihr ein Dreirad auch peinlich, ließe es die Defizite doch allzu deutlich erkennen. Zu meiner Überraschung willigte Mutter in den Kauf des nicht gerade billigen Gefährts ohne Vorbehalt ein.

In der näheren Umgebung gab es drei Fahrradgeschäfte mit Rennrädern, Mountainbikes, Cityrädern, Trekkingbikes und Klapprädern in den Ausstellungen. Keine Dreiräder für Senioren. Somit fand keine Probefahrt statt und wir kauften das Rad sozusagen blind ein.

Nach vierzehn Tagen holte ich das neue Dreirad im Fahrradgeschäft ab und radelte damit zum Haus meiner Mutter. Obwohl ich eine routinierte Radfahrerin bin, erwies sich die erste Fahrt auf dem Seniorenrad als äußerst gewöhnungsbedürftig. Das Rad zog mal nach links, mal nach rechts. Beim Kurvenfahren neigte ich den Oberkörper nach innen, so wie ich es vom Zweirad her gewohnt war. Dann zog das Rad in die entgegengesetzte Richtung. Seitdem ich mich als Kind auf dem Rad sicher fühlte, hat mein Unterbewusstsein die Führung übernommen. Das funktionierte hier nicht mehr. Ich musste mir bewusst machen, wie dieses Rad zu lenken ist. Wenn ich den Oberkörper gerade hielt, mich auf die Arme konzentrierte und das Rad wie ein Auto lenkte, klappte es ganz gut und ich hielt einigermaßen die Spur.

Auf meinem Zweirad schlängelte ich mich galant an Bäumen, Pfosten und Fußgängern vorbei. Bei dem Dreirad, hinten viel breiter als vorne, lauerte überall die Gefahr, entlang des Weges irgendwo hängen zu bleiben. Die Bordsteinabsenkungen erforderten höhere Kraftanstrengungen. Hinunter auf die Straße fuhr das Rad fast von alleine, aber beim Hinauffahren zurück auf den Fahrrad- oder Fußweg galt es, fest in die Pedale zu treten. Ich fragte mich, ob eine 83-Jährige diese Umstellung bewältigen kann.

Als ich Mutter das neue Drei-Gänge-Dreirad präsentierte, war sie sofort von dem riesigen Korb begeistert. Endlich wieder im Supermarkt einkaufen, ohne die schweren Taschen nach Hause zu schleppen! Die erste Übungsstunde absolvierten wir im Park auf dem Wanderweg entlang der Wandse. Der Park liegt etwa dreihundert Meter vom Haus entfernt. Der schmale Bach mündet hier in einen kleinen Teich, um auf der anderen Seite seinen Weg in die Alster fortzusetzen. Die leichte Neigung des Weges hin zum Bach erwies sich als die erste Hürde, der Lenker zog in Richtung Wandse. Meinen Tipp „stelle dir vor, du sitzt am Steuer eines Autos“, quittierte Mutter mit heiterem Gelächter, denn beim Autofahren mangelte es ihr genauso an Erfahrung wie bei dem Dreirad. Doch hielt sie sich tapfer und gab nicht gleich auf.

Wir übten vielleicht zwei-, dreimal im Park und trauten uns dann auf asphaltierte Radwege entlang wenig befahrener Straßen. Ich fuhr auf dem blauen Hollandrad nebenher und achtete auf schmale Stellen und sonstige Hindernisse. Einmal galt es, eine Straße mit hohem Bordstein zu überqueren. Wir stiegen ab und tauschten die Räder, damit ich das unhandliche Dreirad über die Straße schieben konnte. Auf der anderen Straßenseite angekommen, schwang Mutter sich in alter Gewohnheit auf ihr Hollandrad, radelte etwa fünf Meter weit und – stürzte. Ihre Motorik war inzwischen auf das Dreirad eingestellt und der Gleichgewichtssinn offenbar ausgeschaltet. Glücklicherweise blieb ein buntmarmorierter Bluterguss am Knie die einzige Folge.

Ich machte mir Vorwürfe, weil ich nicht besser auf Mutter aufgepasst hatte. Aufgepasst auf meine Mutter? Offensichtlich hatte sich das Blatt gewendet.

Unsere Übungsstunden hielten nicht lange an. Der Herbst kam und mit ihm die kalten und regnerischen Tage. Den Winter 2004/2005 verbrachte Mutter meistens im Haus. Sie kochte sich ihr Essen noch selbst, machte Handarbeiten, las die Tageszeitung und sah viel fern. Gelegentlich holte sie Lebensmittel vom Discounter um die Ecke, andere Läden waren für sie zu Fuß nicht mehr erreichbar. So kaufte ich hin und wieder für Mutter ein, vor allem frische Wurstwaren beim Bioschlachter und Gemüse vom Markt. Als Schnee und Glätte das Einkaufen beim Discounter verhinderten, übernahm ich komplett ihre Lebensmittelversorgung. In diesem Winter ahnten wir nicht, dass das Dreirad nie mehr zum Einsatz kommen sollte.

4. Rückers 1923 - 1926

1923 beherrschte die Inflation das Land. Anfang November entsprach der Kurs für einen US-Dollar über vier Billionen Mark. Für hundert Millionen Mark konnte man einen Brief versenden. Vater brachte seinen Lohn täglich in einer großen Tasche nach Hause. Der Wert des Papiergeldes verfiel so rasant, dass Mutter für den Tageslohn am Abend kaum noch etwas zu kaufen bekam. Mitte November wurde die Rentenmark eingeführt und somit die Inflation währungstechnisch beendet. Die im August 1924 parallel zur Rentenmark eingeführte Reichsmark sollte ursprünglich die Rentenmark ersetzen, aber bis zur Währungsreform 1948 behielten beide Währungen ihre Gültigkeit.

In der Zeit nach der Inflation fielen die Weihnachtsgeschenke recht dürftig aus. Mutter nähte Kleidung für uns Kinder, auch Schuhe befanden sich auf dem Gabentisch. Auf

den bunten Tellern fanden wir Äpfel, Nüsse und eine Rippe Schokolade, selbst gebackene Butterkekse und Pfefferkuchenplätzchen. Besonders groß war die Freude immer über eine Apfelsine, das hatte so etwas Exotisches, aber Apfelsinen gab es in diesem Jahr nicht. Für die bunten Teller verwendete Mutter Suppenteller. Weil die jedoch bald wieder im Haushalt benötigt wurden, leerten wir den Inhalt in die Schuhkartons.

Meine erste Erinnerung an Weihnachten war 1924, als ich vier Jahre alt war. Ich bekam einen Puppenwagen. Dass der Wagen zuvor schon einige Mädchen in der Verwandtschaft glücklich gemacht hatte, spielte für mich keine Rolle. Den ganzen Abend schob ich meinen Puppenwagen um den Tannenbaum herum und war selig. Klärchen war schon sechs Jahre alt, endlich brachte das Christkind auch ihr einen Puppenwagen. Vater ergatterte ein ausgedientes Untergestell von einer alten Kinderkarre und zimmerte darauf einen rechteckigen Kasten aus Brettern. Den Kasten versah er mit einem dunkelgrünen Anstrich. Mit Kissen und einer Puppe darin sah das Gefährt einem Puppenwagen sehr ähnlich. Stolz fuhren Klärchen und ich trotz Schnee und Eis unsere Puppen aus. In der Nachbarschaft begegneten wir Franzl, dem Spielkameraden unserer Brüder. Klärchen erhoffte sich Beifall für ihren Puppenwagen, doch stattdessen platzte es aus Franzl heraus: „Mensch, Klärchen, was hast du denn da für einen Sargdeckel?“ Das ging Klärchen an ihr Selbstwertgefühl und ab sofort ignorierte sie ihren Puppenwagen und auch den Franzl. Später im Winter montierte Hubert den Kasten ab und benutzte ihn als Rutsche über die verschneiten Berge. Nun muss man wissen, dass Klärchen im Gegensatz zu mir keine gute Puppenmutter war. Sie tollte lieber mit den Jungen herum und prügelte sich auch gerne mal mit ihnen.

Unsere Schwester Martl arbeitete bereits seit zwei Jahren als gelernte Verkäuferin in der Kleinstadt Nimptsch. Damals waren die Geschäfte am Heiligen Abend bis halb sieben geöffnet. Wegen der Entfernung konnte Martl erst am ersten Weihnachtstag nach Hause kommen. Martl bedachte die Fa-

milie immer mit ausgefallenen Geschenken. An diesem Weihnachten schenkte sie Klärchen und mir niedliche Celluloidbabys in selbst genähten Steckkissen. Die Puppen trugen selbst gestrickte Jäckchen und Mützchen aus weißem Häkelgarn. Mein Baby war eindeutig ein Mädchen, denn die Kleidung war rosafarben eingefasst.

Vater erhielt von Martl eine Dose Bismarckheringe und Mutter freute sich über ein Päckchen Bohnenkaffee. Für beides musste Martl viele Stunden arbeiten, denn Bismarckheringe und Bohnenkaffee gehörten zu den Luxusartikeln, die man sich nicht oft leisten konnte. Am zweiten Weihnachtstag fuhr Martl zurück nach Nimptsch, weil sie bis Neujahr wieder im Geschäft gebraucht wurde. Als ich klein war, sah ich in Martl eher eine Tante als eine große Schwester. Ich konnte nicht verstehen, eine so erwachsene Schwester zu haben. Auch sahen wir uns zu selten, das Fahrgeld war teuer und die Arbeitszeit lang.

Als der Tannenbaum abgeschmückt wurde, bastelte ich aus dem obersten Stück einen kleinen Christbaum für die Puppenstube. Aus dem nächstfolgenden Stück fertigte Mutter einen Quirl für die Küche. Dazu weichte sie das Stück Stamm mit den gestutzten Ästen in Wasser ein. Die aufgeweichte Rinde ließ sich leicht entfernen, und mit Sandpapier erhielt der Quirl einen glatten Schliff.

Im Frühsommer suchten wir Kinder an Wegesrändern und Hängen nach roten Beeren. Am Uferand des Mühlgrabens wuchsen Sauerampfer und Brunnenkresse. Die Brunnenkresse hackten wir klein und strichen sie mit etwas Salz aufs Butterbrot. Im Juli pflückten wir im Wald die Blaubeeren und im Frühherbst sammelten wir Pilze. Mutter kochte leckere Pilzgerichte und in einem guten Pilzjahr trocknete sie die geschnittenen Pilze als Vorrat für den Winter. Das Obst im Garten konservierte sie in Gläsern oder dörnte es zu Backobst. Auch auf die geliebte Brause mussten wir nicht verzichten. Unser Wasser war frisch, sehr eisenhaltig und kalkfrei. Aus Essig, Zucker und Wasser bereiteten wir Limonade und mit Natron wurde daraus Brause.

Jedes Jahr im September fand auf unserem Spritzenplatz die große Kirmes statt. Da war immer sehr viel los in unserem Dorf. Vor dem Fest rollten die Wohn- und Arbeitswagen der Schausteller an. Sie wurden mit dem Güterzug transportiert und am Ankunftsart von der Spedition mit Pferden auf den Rummelplatz gezogen. Später übernahmen Trecker diese Aufgabe.

Neugierig verfolgten wir den Aufbau der Karusselle, Schaukeln und Buden. Wir hatten ja auch einen Logenplatz, brauchten nur vor die Haustür zu treten und konnten den ganzen Platz überblicken. Neben dem Pferdekarussell und dem Kettenkarussell gab es sogar eine Überschlagschaukel. Manchmal fand sich ein Kasperletheater auf dem Platz ein und einmal wurde sogar ein Riesenrad aufgestellt. Dafür war der Spritzenplatz allerdings nicht groß genug. Das Riesenrad, mit den heutigen an Größe und Umfang keineswegs zu messen, stand gegenüber auf der Wiese neben dem Wolkenkratzer.

Die Schausteller Röber besaßen zwei Buden, eine mit dem Glücksrad und eine Losbude. Was Röbers fehlte, war ein Wohnwagen. Das Ehepaar Röber und der Vater der Frau wohnten immer bei uns. Von Frau Röber bekam ich meinen ersten und einzigen Teddybären geschenkt. Den braunen Bären habe ich heiß und innig geliebt, leider ist er später bei der Vertreibung zurückgeblieben. Später schafften sich die Röbers auch einen Wohnwagen an. Bei jeder Gelegenheit suchte ich dort ihre Gesellschaft und fühlte mich wie in einer Puppenstube.

Auf dem Rummelplatz stand ein Handwagen mit zwei Rädern und einem Standbein: der Eiswagen. Die Gefäße mit dem Speiseeis lagen eingebettet zwischen den Roheisstücken auf dem Wagen. Zwei Sorten Speiseeis standen zur Auswahl: Vanille und Schokolade. Die kleine Waffeltüte kostete fünf Pfennige und die große zehn. Die Fleischerei Loske verkaufte heiße Würstchen. Für eine Abgedrehte, so hießen die Knackwürste, bezahlten wir dreißig Pfennige. Wir Kinder sparten monatelang auf die Kirmes. Einmal konnte ich 3,75 Reichsmark verjubeln, da fühlte ich mich wie eine Königin.

Während der Kirmeswoche wurden wir reichlich mit Musik beschallt. Jedes Fahrzeug spielte seine eigene Musik auf der Drehorgel. Die Orgel des Kettenkarussells dudelte bis Mitternacht unentwegt den Florentiner Marsch, am Abend schlief ich mit dem Florentiner Marsch im Ohr glücklich ein. Die schallende Geräuschkulisse fand ich wundervoll und wenn die Schausteller weiter gezogen waren, musste ich mich an die Stille erst wieder gewöhnen. Nun gingen wir Kinder auf die Suche. Wo die Karusselle, Schaukeln und Tribünen standen und das Gras nicht zertreten war, fanden wir manchmal ein durch die Ritze im Fußboden gerolltes Geldstück.

Nach der Kirmes fand sich regelmäßig ein alter Bekannter in Rückers ein. Der Mischa war im besten Mannesalter und ein Unikum. Geistig stand er auf der Stufe eines kleinen Kindes. In den Sommermonaten fuhr Mischa mit einem betagten unmodernen Kinderwagen durch die Lande und sammelte leere Flaschen ein. Diese hängte er mit Bändchen ringsherum um den Kinderwagen. Mit einer Ziehharmonika, der er nur Misstöne entlockte, verdiente er sich sein Essen. Die Leute empfanden Mitleid und steckten ihm gerne ein paar Pfennige in die Tasche. Mal erzählte Mischa, seine Schwester hätte ein Kind bekommen und es wäre besser gewesen, sie hätte ein Kalb gekriegt, das könnte man verkaufen und ein paar Taler dafür bekommen. Das Auftauchen Mischas sprach sich wie ein Lauffeuer im Dorf herum, die Kinder rannten scharenweise hinter ihm her wie dem Rattenfänger von Hameln.

Der Nigrin-Mann kam auf Stelzen daher. Die schwarzen weiten Hosenbeine reichten bis zur Erde, auf dem Kopf trug er einen Zylinder und so marschierte er geschickt auf seinen Stelzen durch das Dorf. Dabei verteilte er kleine Blechschachteln mit Schuhcreme von der Firma Nigrin. Wie beim Mischa waren wir Kinder auch hier zur Stelle, in der Hoffnung, eine kleine Schachtel Schuhcreme zu erhaschen.

In den Schulferien hüteten Gerhard und Hubert die Kühe des Nachbarbauern, denn die Weiden waren nicht eingezäunt. Dafür bekamen sie etwas Geld. Im Herbst halfen die Brüder

bei der Kartoffelernte. Mit einem Schleuderrad, von einem Pferd gezogen, wurden die Kartoffeln aus der Erde befördert. Die Erntehelfer sammelten die Kartoffeln in Körbe. Das Beste an der Kartoffelernte war die Vesper am Nachmittag. Es gab Bauernbrotsschnitten, reichlich mit Landbutter bestrichen, und heißen Kaffee. Danach wurde bis zur Dämmerung weitergearbeitet. Zum Feierabend erhielt jeder eine Mark Lohn und ungefähr sechs Kilo Kartoffeln.

Die Bauernhöfe waren durchweg „Biohöfe“. Das Kleinvieh lief frei herum, im geräumigen Schweinestall grunzten zufriedene Schweine und die Kühe zeugten ihren Nachwuchs noch auf natürliche Weise. Die kleineren Höfe hielten sich einen Zugochsen, aber manche Bauern besaßen auch schon ein oder zwei Pferde. Im Winter war bei den Bauern Schlachtfest. Am Tag davor kochten die Bäuerinnen einen großen Topf Graupen, und am Schlachttag entstand daraus mit dem Schweineblut, der Fleischbrühe und Gewürzen eine Wurstgraupe. Je nach Geberlaune des Bauern war die Wurstgraupe mal mehr mal weniger mit Fleischstückchen vom Wellfleisch angereichert. Die Wurstgraupe verteilten die Bauern an die Nachbarn und an gute Bekannte. Meiner Familie ging es da immer besonders gut. Um uns herum gab es fünf Bauernhöfe und von den Bauern, deren Töchter bei Mutter Nähkenntnisserwarben, wurden wir natürlich auch bedacht. Manchmal legten sie sogar ein paar Blut- und Leberwürstchen dazu. Mutter briet die Wurstgraupe im Backofen und servierte sie mit Kartoffeln und Sauerkraut – wahrlich eine Delikatesse!

Nach der Kartoffelernte machten die Brüder mit dem vertrockneten Kartoffelkraut ein Feuer. Auf den Feldern fand man hier und da noch ein paar Kartoffeln. Dann kamen die Kinder aus der Nachbarschaft, wir legten die Kartoffeln ins Feuer und aßen sie mit Genuss. Zum Abschluss sprangen die Jungen über das Feuer. Ängstlich und bewundernd schauten wir Mädchen zu. Die Jungen waren einige Jahre älter und in unseren Augen sehr mutig.

Im Herbst fand das Drachensteigen statt. Die Jungen

bastelten die Drachen aus Zeitungspapier. Um die Drachen flugfähig zu bauen, bedurfte es einer gewissen Kenntnis. Wir Mädchen halfen, indem wir für die Drachenschwänze kleine Papierstreifen zurechtschnitten und sie in kurzen Abständen an einem Bindfaden befestigten. Dann trugen wir die Drachen auf die abgemähten Felder, und wer die längste Schnur besaß, konnte seinen Drachen am höchsten fliegen lassen.

5. Erste Anzeichen

An einem Sonntag im Februar 2005 klagt Mutter über Bauchschmerzen und Blut im Stuhl. Ich fahre sie ins Krankenhaus. Die Notaufnahme der Klinik ist an diesem Wochenende ausgelastet. Mutter wartet geduldig auf einer Pritsche im Flur auf die Untersuchung, ich lese auf der Bank im Eingangsbereich.

Nach etwa drei Stunden ist die Untersuchung abgeschlossen und ein Assistenzarzt bittet mich um ein Gespräch.

„Ihre Mutter ist vierundachtzig Jahre alt. Lebt sie alleine?“

Ich bejahe die Frage.

„Ist es möglich, dass sie sich einsam fühlt?“, fährt er fort.

Mich irritiert die Frage, ich erkenne keinen Zusammenhang.

„Manchmal täuschen Patienten aus Einsamkeit eine Erkrankung vor und suchen Gesellschaft im Krankenhaus. Könnte Ihre Mutter die Schmerzen und das Blut im Stuhl womöglich vorgetäuscht haben?“

Ich protestiere, nein, ohne Grund würde meine Mutter sich nicht ins Krankenhaus begeben.

„Die Untersuchung ergab keinen Befund. Sicherheitshalber werden wir morgen weitere Untersuchungen vornehmen. Wahrscheinlich können Sie Ihre Mutter am Nachmittag abholen, rufen Sie vorher an“.

Fassungslos bleibe ich zurück. Würde Mutter mit einem Trick die Gesellschaft fremder Menschen im Krankenhaus suchen wollen?

Am Nachmittag des nächsten Tages will ich sie abholen. Die Dame an der Rezeption verweist mich in den 6. Stock, Zimmer 603. Mutter liegt im Bett am Fenster und freut sich bei meinem Anblick.

„Sind die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen?“, möchte ich wissen.

„Ich muss wohl eine Weile hierbleiben, keine Ahnung, warum.“

Ich suche das Schwesternzimmer auf. Die Stationsschwester teilt mir mit, Mutter müsse operiert werden. Weitere Auskünfte dürfe nur der Arzt erteilen und der wäre erst am nächsten Morgen zu sprechen.

Zurück im Zimmer 603 möchte ich Genaueres erfahren und konfrontiere Mutter mit der geplanten Operation.

„Ich? Ich werde doch nicht operiert!“, reagiert sie verärgert und blockt das Gespräch ab.

Ich verstehe das nicht. Eine bevorstehende Operation hätte sie mich wissen lassen. Warum sollte sie mir etwas verschweigen? Liegt womöglich eine Verwechslung vor?

Tags darauf führt mich der erste Weg direkt ins Arztzimmer. Der offensichtlich missmutige Stationsarzt möchte wissen, ob Mutter mitunter verwirrt sei, was ich wahrheitsgemäß verneine. Ich vermute eine Nebenwirkung der verabreichten Sedativa und schenke der Aussage keine weitere Beachtung. Mich interessiert nur die geplante Operation.

„Es ist richtig, ihre Mutter wird übermorgen operiert“, erfahre ich von dem Arzt.

„Aber ich unterliege der Schweigepflicht und darf Ihnen hierzu nichts sagen.“

„Habe ich als Tochter nicht das Recht zu erfahren, was mit Mutter geschieht?!“, frage ich irritiert.

„Ihre Mutter bat ausdrücklich darum, den Töchtern keine Auskunft zu geben. Ich darf Ihnen nichts darüber sagen.“

Ich flehe den Arzt an, mir doch bitte einen Hinweis zu geben, aber er lässt keine weiteren Fragen zu und erklärt das Gespräch für beendet.

Ich verliere den Boden unter den Füßen, das darf doch nicht wahr sein! Will Mutter uns die Wahrheit ersparen?

Zurück im Zimmer 603, sitzt sie vergnügt auf der Bettkante.

„Na, ist dir ein wenig mulmig vor der Operation?“, versuche ich, sie zu überlisten.

Sie lässt sich keine Details entlocken und schwindelt:

„Wieso? Ich werde nicht operiert!“

Ich versuche es auf die sanfte Art:

„Wir haben doch immer über alles gesprochen. Gibt es etwas, das dich belastet und worüber du nicht mit mir reden möchtest?“

„Nein. Und nun erzähl du mal, wie geht es euch?“

Ich gehe nicht darauf ein und berichte von dem Gespräch mit dem Arzt und dass ich mir große Sorgen mache. Aber Mutter bleibt stur:

„Ich werde nicht operiert!“.

Auf dem Nachhauseweg ist mir zum Heulen zumute.

Am nächsten Tag lässt meine Arbeit im Geschäft den Krankenhausbesuch erst nach Feierabend zu. Das ist mein Glück. Als ich an Mutters Bett sitze, erscheint die Anästhesistin mit einem Fragebogen und bittet mich, vor der Tür zu warten. Meinen Wunsch zu bleiben, quittiert sie nach kurzer Rücksprache mit Mutter mit einem Kopfnicken.

„Für die Darmkrebsoperation morgen benötige ich noch ein paar Unterschriften. Und ich möchte Sie über die Risiken und den Verlauf aufklären“.

Mit Spannung erwarte ich Mutters Reaktion.

„Ach, ich werde morgen operiert? Das hat mir ja niemand erzählt!“.

Spürbare Irritation auf allen Seiten.

Da wird mir schlagartig klar, dass sie tatsächlich völlig ahnungslos ist von dem, was ihr bevorsteht. Interessiert folgt sie den Erklärungen der Anästhesistin. Diese bittet gegen Ende der Belehrung, Fragen zu stellen, wenn etwas nicht verstanden wurde.

Mutter antwortet, als beträfe die Operation jemand anderen und nicht sie selbst:

„Ich? Warum sollte ich dazu Fragen haben?“.

Nachdem alle Formalitäten erledigt sind, begleite ich die Anästhesistin auf den Flur und bitte um Aufklärung. Nun erhalte ich alle Informationen, die mir zuvor verwehrt wurden. Eine Verwechslung liegt nicht vor. Die Anästhesistin erklärt mir das Nicht-wahrhaben-wollen der Darmkrebserkrankung mit einer Art Schockzustand, ausgelöst durch die Konfrontation mit der Diagnose. Nun begreife ich auch das dem Arzt auferlegte Schweigegelübde. Wenn Mutter in der Vergangenheit eine Unannehmlichkeit widerfahren war, pflegte sie im Spaß zu sagen:

„Erzähle aber nichts meinen Töchtern, die sorgen sich nur unnötig“.

Wirklich ernst gemeint war dieser Satz nie, wir konnten immer über alles reden. In der Klinik verursachte ihre Aussage nicht die sonst übliche Heiterkeit, sondern landete als Vermerk in den Akten.

Am Abend sitze ich lange bedrückt am Krankenbett und bemühe mich um sorglose Stimmung. Die Operation erwähne ich nicht mehr, denn anscheinend hat Mutter den bevorstehenden Eingriff wieder vergessen. Als die Nachtschwester ein Beruhigungsmittel verabreicht, fahre ich niedergeschlagen nach Hause.

Dass die Diagnose Darmkrebs Mutter in einen Schockzustand versetzt haben soll, verwundert mich. Sie, die Armut, Hunger und Leid kennt, findet für jedes Problem eine Lösung. Mutter hinterfragt die Dinge nicht und nimmt sie als gegeben hin. Sie richtet sich in dem ihr gegebenen Schicksal klaglos ein und macht das Beste aus jeder noch so verzwickten Situation. „Erkenne das Schicksal als Chance“, ermuntert sie Veronika und mich, wenn in unserem Leben etwas aus der Bahn läuft.

Weil Mutter einige Tage im Krankenhaus bleiben muss, kontrolliere ich ihre Lebensmittelvorräte im Kühlschrank und schaue nach dem Rechten. Dabei fällt mir auf, dass ihre Woh-

nung nicht so aufgeräumt ist wie sonst, ein leichter Staubfilm überzieht die meisten Möbel, ein Grauschleier liegt auf den Gardinen. Nun ja, Mutter ist vierundachtzig, da geht halt nicht mehr alles so leicht von der Hand. Jetzt im Februar läuft das Geschäft einigermaßen ruhig, ich nehme mir zwei Tage frei, um die Wohnung aufzuräumen und gründlich zu putzen.

Vierzehn Tage später hole ich Mutter aus dem Krankenhaus ab. Die Operation ist gut verlaufen. Der eingekapselte Krebs hat nicht gestreut, eine Strahlen- oder Chemotherapie wird nicht erforderlich. Zurück bleibt eine Narbe am Bauch, die sie an den Eingriff erinnert. Als die Narbe verheilt und kaum noch sichtbar ist, weiß sie weder von der Operation noch von dem Krankenhausaufenthalt. Wenn sie danach von Krebspatienten und deren Schicksal in der Zeitung liest, äußert sie erleichtert:

„Wie gut, dass in unserer Familie niemand an Krebs erkrankte. Ich bin mein Leben lang immer gesund gewesen.“

Seit der Operation ist Mutter schwächer geworden, die Kräfte reichen nicht mehr aus für kurze Ausflüge mit dem Dreirad. Aber noch kommt sie gut alleine in ihrer Wohnung zurecht.

6. Rückers 1927 - 1928

Mit sechs Jahren wurde ich eingeschult. Im Gegensatz zu meinen Geschwistern wollte ich unbedingt von Mama begleitet werden. Am Tag der Einschulung fand gleichzeitig die Entlassung der Schüler statt, die ihre acht Schuljahre hinter sich gebracht hatten. Unser Bruder Gerhard gehörte dazu. Auf halbem Wege begegneten wir uns. Gerhard war ein guter Schüler und ging gerne in den Unterricht. Ich bemerkte seine verweinten Augen, das konnte ich überhaupt nicht begreifen. Er hatte die acht Schuljahre doch hinter sich gebracht. Ich aber wollte nicht in die Schule!

Trotz meiner Schüchternheit gewöhnte ich mich schnell an den Unterricht. Auf dem kurzen Schulweg ging ich nicht allein. Im Spritzenhaus wohnte die Nachbarsfamilie Kynast mit zwei Jungen. Eduard war in meinem Alter. Gegenüber im Wolkenkratzer wohnte der Schuster mit seiner Familie. Mariechen, das vierte von sechs Kindern, war so alt wie ich. Wir drei gingen nun die erste Zeit gemeinsam den Kirchberg hinauf zur Schule. Auf halbem Wege stand das Walterhäuschen. Bei Frau Walter kauften wir unsere Schreib- und Rechenhefte, Bleistifte, Federhalter, Federn, Tinte und Buntstifte. Die hintere Hälfte des Walterhauses hatte einen massiven Unterbau, das war das Gefängnis. Wenn ein Verbrecher gefasst wurde, wartete er bis zum Weitertransport in diesem Gefängnis. Das kam aber sehr selten vor, meistens wurden die Gemäuer als Ausnüchterungszelle für randalierende Betrunkene benutzt.

An einem der ersten Schultage fragte unsere Lehrerin Fräulein Gottwald, wer von den Kindern ein Lied singen könnte. Ich fasste meinen ganzen Mut zusammen und meldete mich. Fräulein Gottwald rief mich auf, vielleicht weil ich so schüchtern war, und ich sang mein Lieblingslied:

„In Hamburg, da bin ich gewesen, in Samt und in Seide gekleid't, auf dem Diwan da hab' ich gelegen, denn ich war ja für jeden bereit.“

Auf die Frage, von wem ich das Lied gelernt hätte, erwiderte ich stolz: „Von meiner Mama!“. Mutter war entsetzt, als ich ihr zu Hause davon erzählte. Ich wunderte mich, denn ich fand das Lied so schön, ohne allerdings den Sinn des Textes zu verstehen. Vielleicht faszinierten mich die Wörter „Samt und Seide“ oder „Hamburg“ ohne zu ahnen, dass diese Stadt einmal meine neue Heimat werden sollte. Mutter, die das Lied manchmal gedankenlos vor sich hin trällerte, fürchtete um ihren guten Ruf und bat Fräulein Gottwald um ein klärendes Gespräch.

In die Schule ging ich nun gerne. Rechnen, Deutsch, Malen, Basteln und in den späteren Klassen Handarbeit und Nähen wurden meine Lieblingsfächer, in diesen Fächern bekam

ich immer eine Eins. In der zweiten Klasse musste ich einmal nachsitzen. Nicht, weil ich ungezogen war, sondern weil ich meine Rechenarbeit nicht rechtzeitig fertiggestellt hatte. Ich wollte die Rechenarbeit nicht nur richtig, sondern auch ganz sauber und ordentlich abgeben und da verließ mich das Zeitgefühl. Das Nachsitzen empfand ich als Strafe, es verletzte mein Ehrgefühl. Ich beeilte mich so sehr, schnell nach zu Hause kommen, niemand sollte von dem Missgeschick erfahren.

Ich hatte jedoch nicht mit der Schadenfreude der Mitschüler gerechnet. Der Eduard posaunte mein Missgeschick in der ganzen Nachbarschaft aus, und noch bevor ich zu Hause eintraf, wusste jeder im Dorf Bescheid. Für mich war Eduard ab sofort wie Luft, wie konnte er mich so verraten! Mit ein paar Bonbons gewann er allmählich meine Sympathie zurück.

Manchmal habe ich Klärchen geholfen, indem ich ihr für die Schule Bilder malte. Klärchen hatte wenig Ausdauer und übertrug solche Arbeiten gerne mir. Ich ging in die zweite Klasse und sie in die vierte. Einmal sollte sie ein Bild mit Buntpapier kleben. Ich kramte mein gesammeltes Seidenpapier aus gefütterten Briefumschlägen hervor und das Gold- und Silberpapier, in dem einmal Konfekt eingewickelt war und klebte für Klärchen das Motiv aus Hänsel und Gretel, als die Hexe in den Backofen gestoßen wurde. Weil mir das so gut gelungen war und ich Spaß daran hatte, habe ich für mich auch ein Bild geklebt: Rotkäppchen mit dem Wolf im Wald. Stolz zeigte ich es Fräulein Gottwald. Sie aber hatte zuvor Klärchens Bild gesehen und meinte, meine Schwester hätte mir wohl sehr dabei geholfen. Dass es umgekehrt war, durfte ich ja nicht sagen. Mein Rotkäppchenbild hing einige Jahre hinter Glas im Treppenhaus der Schule. Darauf war ich sehr stolz.

Wenn ich zurückblicke, war die Schulzeit doch schön. Im Sommer fand der Unterricht von sieben bis zwölf Uhr statt und im Winter von acht bis eins. Die erste und die zweite Klasse wurden nachmittags unterrichtet, denn obwohl wir über vierzig Kinder in einer Klasse waren, reichten die Räume nicht aus. In den umliegenden kleinen Dörfern wie Walddorf,

Buchteich und Waldstein standen die Kinder sehr früh auf. Vor ihnen lag ein weiter Schulweg, und im Winter mussten sie mühsam durch den tiefen Schnee stapfen. Die Sommerferien waren nur vier Wochen lang. Dafür wurden die Herbstferien ausgedehnt, weil die Kinder bei der Kartoffelernte mithalfen. Deshalb nannten wir die Herbstferien auch Kartoffelferien.

In der Schule herrschten Ruhe und Ordnung. Wer den Unterricht störte, musste sich in die Ecke oder hinter die Tafel stellen. Klassenreisen fanden nicht statt. Einmal im Jahr machten die älteren Kinder einen Tagesausflug. Sie wanderten auf die Heuscheuer oder auf die Hohe Mense, lohnende Ausflugsziele gab es genug. Die Grafschaft Glatz war von Gebirgszügen umgeben und die Dörfer befanden sich in einer Hügellandschaft im Innern des Kessels. Proviant nahm jedes Kind für sich mit, und in der Bergbaude konnte man für wenige Pfennige eine Brause oder einen Becher Milch kaufen.

Die jüngeren Kinder unternahmen kürzere Touren. Mein erster Klassenausflug führte auf die Burg Waldstein, die von dem bewaldeten Steinberg auf Rückers hinabschaute. Damals lebten auf der Burg Mönche, Priester und Zöglinge, die zu Priestern geschult wurden.

In der Nähe der Burg führte ein Weg zum Rabenstein. Das war ein hoher schlanker Felsen mit einer Aussichtsplattform, der wie ein gigantischer Backenzahn in die Landschaft ragte. Ein paar Steinstufen führten hinauf und eröffneten einen wunderbaren Blick über Rückers und die Umgebung. Manchmal sahen wir in der Ferne die Dampflokomotive. Wie eine Spielzeugschienenbahn schnaupte sie gemächlich nach Bad Reinerz und tauchte das Tal in weiße Watte. In einem riesigen Bogen zuckelte der Zug um die Getreidefelder der Bauern herum und bimmelte ununterbrochen, weil die Feldwege über die unbeschränkten Gleise führten.

Hubert und Gerhard begannen eine Lehre als Kristallglasschleifer, obwohl das nicht gerade ihr Traumberuf war. Gerhard wäre gerne Förster geworden und Hubert Bäcker, ihr Berufswunsch scheiterte jedoch an offenen Lehrstellen.

Glasfabriken gab es mehrere in Rückers und Umgebung. Die kleineren Schleifereien waren meistens Familienbetriebe.

Mariechens Großvater war Glasschmelzer in Friedrichsgrund. Einmal durften wir ihn im Werk besuchen, er erklärte uns die Herstellung von Glas:

„Die Hauptbestandteile bilden Quarzsand und Pottasche, bei Bleikristall wird noch Bleioxyd hinzugefügt. Ausschussware und Scherben werden wieder eingeschmolzen. Die Glasmacher gießen die zähflüssige Masse in Formen oder stellen mundgeblasene Gegenstände her. Die Glasschleifer schleifen mit dem Schleifrad Sterne und andere Ornamente auf das Rohglas. Während des Arbeitsvorganges rieselt Wasser über das Schleifrad, um eine Überhitzung zu vermeiden und damit das Glas nicht zerspringt. Das geschliffene Glas wird geätzt, um den stumpfen Schleifflächen wieder Glanz zu verleihen. Manche Gegenstände erhalten eine Gravur.“

Die enorme Hitze und die glühende Masse in der riesigen feuerfesten gemauerten Wanne beeindruckten mich sehr. Nun hatte ich einen Eindruck von dem zukünftigen Beruf meiner Brüder erhalten.

Hubert und Gerhard lernten ihren Beruf in der Oberrückerser Dampfschleife. Damals war es üblich, dass die Lehrlinge beim Meister in Kost und Logis standen. Für die Unterkunft und Verpflegung zahlten die Eltern ein paar Mark Lehrgeld an den Meister. Hubert und Gerhard teilten sich eine Kammer. Weil sie unter ständiger Aufsicht des Meisters standen, mussten sie immer pünktlich auf der Arbeit erscheinen und konnten auch nicht schwänzen. Ihre Gesellenstücke schenkten sie später den Eltern: ein prunkvoll geschliffener Traubenspüler und eine weinrote Obstschale aus hochwertigem Kristallglas.

Zuhause war die Stube der Jungen nun leer. Weil das Lehrgeld für Hubert und Gerhard irgendwie bezahlt werden musste, wollte Mutter die Stube gern an jemanden vermieten, den sie kannte oder der ihr empfohlen wurde. An einen Fremden hätte sie nicht vermieten wollen, denn vor nicht allzu langer Zeit geschah in Rückers ein furchtbares Verbrechen:

Wenn man über den Kirchberg nach Walddorf ging, standen etwas abseits am Waldrand zwei Häuser. In einem wohnte der Totengräber Tautz und im anderen, etwas entfernt, die Familie Papsch: Vater, Mutter und der sechzehnjährige Sohn. Der Vater war Schuster, er verdiente gerade mal genug, um die Familie ernähren zu können. An einem Freitagabend kam ein Mann in das Haus und forderte Geld. Die Familie konnte ihm nichts geben. Ohne Vorwarnung schoss der Eindringling auf den Vater und anschließend auf die Mutter, die friedlich auf der Ofenbank saß. Beide waren sofort tot. Der sechzehnjährige Junge ergriff den Rübenstampfer, ein scharfes Eisen in S-Form, und bearbeitete den Mörder so lange damit, bis er kampfunfähig war und schließlich starb. Später sollte dem Jungen in Reinerz der Prozess gemacht werden. Da gab es einen heftigen Aufstand in der Bevölkerung, bis man schließlich den Jungen in Ruhe ließ. Durch den Verlust der Eltern war er mehr als genug bestraft.

Zur selben Zeit verschwand im Nachbarort Biebersdorf ein zehnjähriger Junge, trotz intensiver Suche blieb er unfindbar. Die Bewohner in Biebersdorf und den umliegenden Dörfern waren in großer Sorge. Wenige Wochen später erschien im „Glatzer Boten“ die Nachricht von der Verhaftung eines Massenmörders in Münsterberg, ein Ort nicht allzu weit entfernt von Glatz. Karl Denke war bis zu seiner Verhaftung ein angesehener Bürger. Er war Mitglied im Gemeinderat und bekleidete nebenbei einige Ehrenämter. Jahrelang hatte er gemordet und niemand hegte einen Verdacht. Handwerkerburschen auf Wanderschaft, die ihren Lebensunterhalt mit Gelegenheitsarbeiten verdienten, lockte Denke in seine Wohnung und brachte sie um. Da die jungen Männer nirgendwo gemeldet waren, vermisste sie so schnell niemand. Einer dieser Handwerksburschen entlarvte Denke schließlich als Mörder: Denke gab dem Burschen Papier und Bleistift und diktierete ihm die Worte „Adolf du dicker Wanst“. Der junge Mann fand das lustig, drehte sich zu Denke um und konnte gerade noch verhindern, dass die Axt auf ihn niederschlug. Ein harter

Kampf entwickelte sich, letztendlich konnte der Wanderarbeiter mit einer klaffenden Wunde am Kopf aus dem Haus fliehen.

Nun war Karl Denke ein angesehener Bürger. Der junge Wanderarbeiter wurde wegen Landstreicherei verhaftet, weil er keinen festen Wohnsitz nachweisen konnte. Erst nach vielen Unschuldsbeteuerungen untersuchte die Polizei die Wohnung Karl Denkes etwas genauer. Nun entdeckte die Polizei gepökelttes Menschenfleisch in Holzkübeln und in einem Fass lagerte das rohe Fleisch eines Mannes. Ausweise von Wanderarbeitern und ein Notizbuch mit den Namen und dem „Schlachtgewicht“ der Ermordeten ließen keine Zweifel übrig. Mindestens 42 Menschen fielen Karl Denke auf grausame Art zum Opfer.

Er entzog sich der Gerechtigkeit, indem er sich in der Zuchthauszelle erhängte.

Mutter wollte also sicher sein, dass ordentliche Leute in unser Haus kämen. Es fügte sich, dass vier Monteure von auswärts ein Quartier suchten, die an den Schwellen der Eisenbahnschienen arbeiteten. Irgendjemand schickte sie zu uns. Mutter nahm die Monteure auf und kochte für sie. An einen der vier Männer kann ich mich sehr gut erinnern, weil er ein blaues und ein braunes Auge hatte.

Das Frühjahr 1927 stand in voller Blüte. Vor dem Haus hielt eine Henne mit tiefem Glucken ihre Küken zusammen. Die Zicklein hüpfen übermütig über die Wiese. Leider war ihnen nur ein sehr kurzes Leben beschieden, denn die Tiere wurden gehalten, um sie später zu schlachten. Fleisch galt als Luxusartikel, deshalb hielten sich sogar die Mieter im Wolkenkratzer Kaninchen als Fleischvorrat. Die Ställe standen draußen auf dem Hof, wo auch das Holz für den Winter gestapelt lag. Unsere Kaninchen tummelten sich in einem großen Drahtgeflecht auf dem Rasen. Wenn Nachwuchs kam, baute die Kaninchenmutter liebevoll ein Nest mit Büscheln aus ihrem Bauchfell. Manchmal geschah es aber auch, dass sie ihre Neugeborenen totbiss, das machte mich immer sehr traurig.

Mutter wollte der Familie auch mal Entenbraten servieren. Sie legte einer brütenden Henne Enteneier ins Nest und tatsächlich schlüpften nach einiger Zeit vier Entenküken. Die Henne behütete die Jungen wie ihren eigenen Nachwuchs. Eines Tages entdeckten die Entenküken den Mühlbach und marschierten naturgemäß ins Wasser. Die Henne verharrte irritiert am Wasserrand, wobei sie ein herzerreißendes Lamento vollzog. Die Entenküken schwammen eine Weile im Mühlbach umher und kehrten bald zu ihrer Adoptivmutter zurück. Nachdem sich die Sache einige Male wiederholt hatte, akzeptierte die Henne diese seltsamen Gewohnheiten ihrer Küken und wartete geduldig am Ufer auf deren Rückkehr. In den kommenden Jahren kaufte Mutter die Entenküken vom Bauern, um nicht wieder eine Henne in Angst und Schrecken zu versetzen.

In der Grafschaft Glatz waren die meisten Leute katholisch. Mutter wünschte, dass ihre Kinder hin und wieder zur Beichte gingen. Klärchen und ich fanden das völlig überflüssig, schließlich hatten wir ja nichts verbochen und demzufolge auch nichts zu beichten. Nur Mutter zum Gefallen gingen wir am Ostersonntag rechtzeitig in die Kirche, um noch vor der Frühmesse beim Geistlichen als kleine Sünderlein vorstellig zu werden. Wir reihten uns in die Warteschlange ein. Doch kurz bevor die Reihe an uns kam, verließ der Geistliche den Beichtstuhl und ging in die Sakristei. Wir wussten, er würde jetzt die Messe lesen. Nun hätten wir zum Beichtstuhl gegenüber gehen können, doch deuteten wir es als Wink Gottes, auch ohne Beichte und Kommunion seine Kinder zu sein. Wir setzten uns in die Kirchenbank. Da stupste mich Klärchen an und flüsterte, ich sollte mal zur Seite schauen. In dem Moment setzte Mutter sich in dieselbe Bank, nur zwei Kirchgänger trennten uns voneinander. Jetzt war guter Rat teuer. Klärchen und ich einigten uns leise, das Sakrament der heiligen Kommunion auch ohne Beichte am Altar zu empfangen, damit Mutter nicht die Wahrheit erführe. Als der Priester mir die Hostie auf die Zunge legte, betete ich zu Gott, er möge mir mein Sakrileg verzeihen.

Weihnachten 1927 waren die Schaufenster hübsch dekoriert. Im Haushalts- und Eisenwarengeschäft Voigt gab es auch Spielwaren zu kaufen. In einem der beiden Schaufenster stand in diesem Jahr ein etwa sechzig Zentimeter großer Weihnachtsmann. Der Weihnachtsmann verbeugte sich rhythmisch und schlug dabei mit einem dünnen Stock an die Schaufensterscheibe. Vor Begeisterung drückten die Kinder ihre Nasen an der Scheibe platt, sie konnten sich nicht erklären, wie so etwas funktionierte.

Ich wünschte mir so sehnsüchtig einen neuen, größeren Puppenwagen zu Weihnachten. Der kleine Wagen war kaum noch zu gebrauchen. Meine Geschwister hatten mich immer wieder in den Puppenwagen gesetzt und durch mein Gewicht war er zusammengesackt. Dass die Eltern finanziell für die Weihnachtsgeschenke aufkommen mussten und nur wenig Geld vorhanden war, wusste ich wohl. Da kam mir die Idee mit dem Brief an die unverheirateten Tanten. Ich konnte schon schreiben und schilderte den Tanten Anna und Genofeva die Situation und wie sehr ich mir einen Puppenwagen wünschte. Ein Bettelbrief war es eigentlich nicht, aber die Tanten haben meine Not wohl erkannt.

Einige Tage später traf ein Antwortschreiben mit einem Zehnmarkschein ein, den ich Mutter gab. Nun wagte ich zu hoffen. Der Heilige Abend kam. Klärchen, die beiden Brüder und ich warteten in der kleinen Stube, während das Christkind die Geschenke aufbaute. Beim Klang des Glöckchens durften wir die große Stube betreten. Der Tannenbaum mit den Wachskerzen erstrahlte in festlichem Glanz. Wir stellten uns um den Baum und sangen „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Die Geschenke waren damals nicht eingepackt, Geschenkpapier kannten wir nicht. Meinen neuen Puppenwagen entdeckte ich sofort. In dem grünen Puppenwagen saß sogar eine neue Puppe und die konnte „Mama“ sagen. Ich war selig! Klärchen und die Jungen erhielten einen Rodelschlitten. Wenn ich nach Weihnachten damit mal fahren wollte, hieß es immer: „Fahr doch mit deinem Puppenwagen“. Doch leider konnte ich mei-

ne Puppe nicht ausfahren, der Schnee lag tief und so wartete ich voller Ungeduld auf das Frühjahr.

Als der Schnee langsam dem Frühling wich, konnte ich endlich meine Puppe in dem neuen Puppenwagen spazieren fahren. Die Wege waren aufgeweicht und an den Rändern lagen hohe Schneeberge. Als ich nach dem Spaziergang zurück ins Haus wollte, stoppte Klärchen mich sehr energisch, mit dem dreckigen Wagen dürfte ich nicht hinein. Der Hausflur war gerade frisch gescheuert. Im Gegensatz zu mir war Klärchen den häuslichen Arbeiten sehr zugetan. Sie schnappte den Wagen und lief hinunter zum Bach, um die Räder abzuwaschen. Nun waren die Stufen am Bach noch vereist, Klärchen rutschte aus und fiel den Abhang hinab in den Mühlgraben, der Puppenwagen samt Puppe hinterdrein. Ich rannte zum Ufer und schrie verzweifelt „meine Mamapuppe, meine Mamapuppe!“. Klärchen war mir in dem Moment vollkommen egal, sie trug ja die Schuld an dem Unglück. Durch mein lautes Schreien kam Mama angerannt und zog natürlich zuerst Klärchen aus dem eiskalten Wasser und dann meine Puppe und den Puppenwagen.

Im Haus zog Klärchen sofort ihre nasse Kleidung aus und wurde mit Wärmflaschen ins Bett gesteckt. Als Wärmflaschen verwendete Mutter Steingutflaschen vom Steinhäger. Ich versorgte inzwischen meine Mamapuppe. Der Kopf aus Pappmaschee blieb unversehrt, aber der ausgestopfte Stoffrumpf hatte sich voll Wasser gesogen. Mama legte die Puppe auf den Kachelofen zum Trocknen. Ich konnte es kaum erwarten, bis ich wieder mit meiner Puppe spielen durfte. Als es endlich soweit war, erlebte ich eine bittere Enttäuschung. Von dem Wort „Mama“ konnte die Puppe nur noch eine Silbe sprechen. Das klägliche „Ma“ hörte sich an wie ein jämmerlicher Hilfeschrei. Ich habe Klärchen lange nicht verziehen, und später rächte ich mich an ihr. Es war im Sommer 1928; Klärchen saß am offenen Fenster auf der Fensterbank, ihr Hinterteil fest eingeklemmt zwischen Rahmen und Fensterkreuz. Das war die Gelegenheit! Ich holte eine Stopfnadel, ging nach draußen und stach Klärchen fest in

den Hintern. Danach musste ich mich lange verkrümeln, denn meine Schwester war ja viel größer und stärker als ich. Aber mir war jetzt viel leichter ums Herz. Das war die Rache für den Hilfeschrei meiner armen Puppe.

7. Pflegedienst

Im Sommer 2005 bemerke ich eine Veränderung in Mutters Verhalten. Wie an jedem Tag rufe ich sie am Nachmittag an. Ihre Stimme klingt verschlafen, vielleicht habe ich sie beim Mittagsschlaf gestört.

Wir unterhalten uns eine Weile, aber ihre Aussprache bleibt ein wenig verschwommen. Ich mache mir Sorgen. Womöglich hat sie einen leichten Schlaganfall erlitten?

Im Büro lasse ich alles stehen und liegen und radele durch den Regen zum Elternhaus. Klitschnass stehe ich vor Mutters Bett, erleichtert, weil sie mich freudig empfängt und sofort aufsteht. Um sechzehn Uhr trägt sie noch ihr Nachthemd. Zur Begrüßung umarmen wir uns und ich stelle einen leichten Alkoholgeruch fest, vielleicht einen Magenbitter, den sie seit Jahren hin und wieder gerne einmal zu sich nimmt.

„Hast du ein Gläschen Likör getrunken?“, frage ich.

„Nein, eigentlich nicht. Vielleicht ein bisschen“.

Ihre Aussprache klingt nun deutlicher. Während sie sich anzieht, koche ich Kaffee. Ich bleibe noch für einen Moment bei ihr, bevor ich ins Büro zurückfahre. Der Zwischenfall ist vergessen.

Einige Tage später will Mutter nicht aufstehen, als ich sie am Nachmittag besuche.

„Fühlst du dich heute nicht wohl?“, möchte ich wissen.

„Doch, aber im Bett ist es so gemütlich“. Undeutliche Stimme.

„Ich koche uns einen Kaffee“, versuche ich sie aus dem Bett zu locken.

„Lass' mich doch liegen, morgen stehe ich wieder auf“, erwidert sie leicht gereizt.

„Wenn du lieber im Bett bleiben möchtest, fahre ich jetzt zurück ins Büro“.

Ich warte auf eine Reaktion, aber es kommt keine. Gereizt und verärgert, weil sich im Geschäft die Arbeit türmt und kostbare Zeit verloren geht, verlasse ich die Wohnung. Kaum bin ich auf der Straße, plagen mich Gewissensbisse. Hat Mutter womöglich ein Alkoholproblem? Erst sehr viel später, als die ganze Tragweite der Demenzerkrankung deutlich wird, kann ich das Geschehen richtig einordnen.

Von Mutters Hausarzt, dem ich das Problem schildere, erfahre ich, dass ältere Menschen häufig durch Vergesslichkeit mit dem Alkoholproblem konfrontiert werden. Liköre und dergleichen sind für ältere Damen beliebte Geschenke zu Geburtstagen und an Weihnachten. Als Schlummertrunk, für die Verdauung und die Seele ist ein kleiner Schnaps das Allheilmittel schlechthin. Mutter will sich an dem Alkohol nicht berauschen. Die bereits geleerten Gläser hat sie schlichtweg vergessen. Die Antwort, sie habe höchstens „ein bisschen“ getrunken, ist aus ihrer Sicht vollkommen ehrlich.

In einem unbeobachteten Moment durchforste ich Mutters Wohnung nach alkoholischen Getränken und entferne alle Vorräte. Weil ich seit ihrer Operation die Lebensmittel für sie einkaufe, bleibt der Nachschub aus. In den ersten Wochen ohne Alkohol fleht sie mich geradezu an, einen Likör oder Magenbitter mitzubringen. In diesen Momenten tut sie mir sehr leid. Zuerst versuche ich, sie mit Argumenten zu überzeugen. Als die nicht fruchten und schlechte Stimmung aufkommt, schwindele ich:

„Morgen bringe ich dir eine Flasche mit“.

Das beruhigt. Nach ein paar aufreibenden Wochen ist das Thema Alkohol vergessen.

Mutters Vergesslichkeit macht sich nun auch in anderen Dingen bemerkbar. Bereits seit Jahren nimmt sie Tabletten gegen Bluthochdruck und einen hohen Cholesterinspiegel

ein. Woche für Woche füllt sie die Tablettenration sorgfältig in eine kleine Sortierbox. Seit einiger Zeit übernehme ich das Einsortieren, weil sie mit der genauen Zuordnung überfordert ist. Durch Zufall bemerke ich an einem Mittwoch, dass die Fächer „Montag“ und „Dienstag“ noch mit Tabletten bestückt sind. Meine diesbezügliche Frage beantwortet sie lapidar:

„Dann habe ich wohl mal vergessen, die Tabletten zu nehmen“.

Bei meinen nächsten Besuchen stelle ich weitere Unregelmäßigkeiten fest. Nun erinnere ich sie jeden Morgen und jeden Abend telefonisch an die Einnahme der Tabletten. Meistens klappt das, aber manchmal wird sie durch irgendetwas abgelenkt und vergisst schließlich doch noch, die Tabletten zu nehmen.

Bei der nächsten Routinekontrolle beim Hausarzt begleite ich sie ins Sprechzimmer. Ihr ist das etwas peinlich, denn ihrer Ansicht nach kann sie alles noch sehr gut alleine regeln. Der Hausarzt behandelt sie seit vielen Jahren. Ich schildere ihm das Problem mit den Tabletten. Er rät, einen Pflegedienst mit der Einnahme der Tabletten zu beauftragen. Diese Leistung würde die Krankenkasse übernehmen. Nach anfänglichem Protest, „schließlich habe ich die Tabletten nur ein- oder zweimal vergessen“, kann der Arzt sie von der Notwendigkeit überzeugen.

Mit Pflegediensten gab es in unserer Familie bisher keine Berührungspunkte und so entscheiden wir uns für die Institution, die mit dem Hausarzt in Kontakt steht. Bereits am nächsten Tag stattet Frau Schönau vom Pflegedienst uns einen Besuch ab, um sich über die Gegebenheiten zu informieren und Mutter kennenzulernen. Frau Schönau gelingt es in kürzester Zeit, Vertrauen aufzubauen, und nimmt ihr die anfängliche Unsicherheit. Sie gibt uns auch Tipps zu möglichen technischen Pflegehilfsmitteln und weiteren Hilfsmaßnahmen. Die gesetzlichen Krankenkassen sind zur Kostenübernahme der technischen Hilfsmittel verpflichtet, wenn sie der Erleichterung der Pflege dienen oder zur selbständigeren Lebensführung und Mobilität beitragen. Frau Schönau schlägt für den jetzigen Zeitpunkt folgende Pflegehilfsmittel vor:

Duschklappsitz, Duschhocker, Duschstuhl
Toilettensitzerhöhung
Badewannenlifter
Rollator

Ein Griff und ein Klappsitz an der Duschwand ist bereits installiert, für eine Toilettensitzerhöhung besteht zum jetzigen Zeitpunkt keine Notwendigkeit. Gegenüber der Toilette befindet sich das Waschbecken, an dem Mutter sich festhält und vom Toilettensitz aufstehen kann. Ich beantrage einen Badewannenlifter und einen Rollator und hoffe, Mutter wird sich mit dem Gehwagen wieder alleine nach draußen trauen.

Von nun an kommt der Pflegedienst morgens und abends ins Haus zur Verabreichung der Tabletten. Mutter akzeptiert die regelmäßigen Besuche vorbehaltlos und überlässt dem Pflegedienst einen Haustürschlüssel, damit sie morgens beim Läuten der Haustürklingel nicht aufstehen muss.

Ich bin beruhigt, weil der Pflegedienst sich um die Tablettengabe kümmert. Doch eines Nachmittags bemerke ich eine offene Pillendose auf dem Esszimmertisch und frage nach.

Mutter wirkt hilflos, grübelnd:

„Ich weiß gar nicht, ob ich die Tablette heute schon genommen habe“.

„Du musst dich um die Medikamente nicht kümmern, der Pflegedienst kommt doch vorbei“, erkläre ich ihr.

„Heute war der Pflegedienst aber noch nicht da“, sagt Mutter.

Ich schaue in der Tablettenbox nach, das Fach „Morgens“ ist leer. Ebenso „Abends“, obwohl der Pflegedienst anscheinend noch nicht hier war. Ich rufe Frau Schönau an. Es stellt sich heraus, dass Mutter eigenmächtig die Tabletten einnahm, aus alter Gewohnheit und weil sie den Pflegedienst schlichtweg vergessen hat.

Um zu verhindern, dass Mutter eigenmächtig Tabletten zu sich nimmt, leere ich das abschließbare Fach im Esszimmerschrank und verstaue dort die Medikamente. Einen Schrank-

schlüssel erhält der Pflegedienst, den anderen verwahre ich. Mutter fühlt sich entmündigt, weil über ihre Person hinweg entschieden wurde und sie nicht an ihr eigenes Schrankfach darf. Ich argumentiere, der Pflegedienst bewahre dort auch private Dinge auf und diese wären zu deren Sicherheit unter Verschluss. Es vergeht eine ganze Weile, bis sie den Tabubereich akzeptiert.

Alleine traut sich Mutter mit dem Gehwagen nicht hinaus. Wenn das Wetter es zulässt, gehen wir gemeinsam mit Hilfe des Rollators ein kurzes Stück spazieren. Der Gehwagen bietet Halt und sie fühlt sich sicher, doch für längere Strecken reichen die Kräfte nicht mehr aus. Oft ruhen wir auf einer Bank im nahen Park und beobachten die Enten auf der Wandle. Manchmal fahren wir mit dem Auto in ein Café oder zum Familiengrab.

Meistens sitzen wir aber im Wohnzimmer oder auf der Terrasse und spielen Kniffel. Das Kniffelspiel beherrscht Mutter erstaunlicherweise nach wie vor. Im Addieren der Zahlen ist sie sehr schnell. Als Kind hatte sie in der Schule im Rechnen immer eine Eins gehabt und durch das Geschäft meines Vaters hatte sie sich ihr Leben lang mit Zahlen befasst. In frühen Jahren erlernte Fähigkeiten bleiben anscheinend länger erhalten als spät erworbene. Je weiter die Dinge zurückliegen, desto deutlicher vermag sie sich daran zu erinnern.

Zuhause kann sie sich noch einigermaßen selbst versorgen. An den vier Tagen in der Woche, an denen Veronika oder ich nicht vor Ort sind, kocht sie sich einfache Mahlzeiten. Ich kaufe die Lebensmittel ein und erledige die dringendsten Hausarbeiten, wie Küche aufräumen und Wäsche waschen.

Ein- bis zweimal im Monat bietet der Pflegedienst Spielnachmittage oder Tagesausflüge an. Leider lässt Mutter sich nicht zur Teilnahme bewegen. In ihrem ganzen Leben besuchte sie keine Kurse oder Clubs. Die einzige Vereinsmitgliedschaft bestand im neu gegründeten Deutschen Turnverein, als sie neun Jahre alt war. Zusammen mit ihrer Freundin Ulli zählte sie zu den ersten Mitgliedern. Ansonsten war ihr Vereinsleben

ein Gräuel. Sogar in Kriegszeiten drückte sie sich erfolgreich um eine Zwangsmitgliedschaft im BDM. Somit lastet das Problem der Beschäftigung und Gesellschaft allein auf Veronikas und meinen Schultern.

Beide sind wir berufstätig und müssen unseren Alltag neu strukturieren, unter Einbeziehung der Mutter. Von nun an holt Veronika sie am Sonntag zu sich in die Familie. Weil ich selbstständig tätig bin kann ich meine Arbeit im Büro umorganisieren und Mutter an zwei Tagen ab mittags Gesellschaft leisten. Die liegen gebliebene Büroarbeit erledige ich am Abend und fahre manchmal erst gegen Mitternacht nach Hause. Zweimal in der Woche ist das kein Problem und durchaus machbar.

8. Rückers 1929 - 1932

Im Winter 1929 bekam Deutschland die Weltwirtschaftskrise voll zu spüren. Die Kristallglasexporte gingen zurück, und das war bitter für die Arbeiter in der gesamten Grafschaft Glatz. Auch herrschte in diesem Winter eine furchtbar lang anhaltende Kälte, das Thermometer fiel auf neunundzwanzig Grad unter Null. In der Schule stand in jeder Klasse ein Kanonenofen, doch bei den niedrigen Temperaturen versagten sie ihren Dienst. Wir Kinder waren darüber nicht traurig, denn wir wurden für zwei Wochen in die Kälteferien geschickt. Trotz der Kälte tollten wir im Freien herum. Zwei Paar selbst gestrickte Wollstrümpfe übereinander und wollene Unterwäsche doppelt und dreifach angezogen hielten uns warm. Lange Hosen trugen Mädchen damals noch nicht. Viele Obstbäume in unserem Garten hielten der enormen Kälte nicht stand. Die roten Pflaumenbäume erfroren. Nur der große Birnbaum und der Apfelbaum mit den süßen Äpfeln überstanden diesen Winter unbeschadet.

Vater verlor seinen Arbeitsplatz. Das war ein harter Schlag für unsere Familie. Der Fabrikbesitzer der Friedrichsgrunder Glasfabrik hatte Vater während der Arbeitszeit angeblich

schlafend angetroffen, und da wurde kurzer Prozess gemacht. Einen Nachfolger für Vater gab es bereits. Der bot seine Arbeitskraft wesentlich billiger an. Danach fiel Vater in gewissen Abständen immer wieder um. Einfach so. Nach ein oder zwei Tagen Bettruhe ging es ihm dann besser. Wahrscheinlich war der Vorfall an seinem Arbeitsplatz der Beginn eines Herzleidens. Eine ärztliche Behandlung brachte vorübergehend Linderung, und Vater nahm eine Arbeit im Wald an. Die Bewegung an der frischen Luft tat ihm gut und wir glaubten, alles würde wieder besser werden. Mutter hielt die Familie mit ihrer Damenschneiderei über Wasser. Kundschaft war reichlich vorhanden, aber der Verdienst war nicht so üppig. Die Leute verdienten wenig in dieser Zeit.

Mit neun Jahren empfing ich die erste Heilige Kommunion. Das war ein erhabenes Fest. Ich trug ein von Mutter geschneidertes weißes Kleid und ein Myrtenkränzchen im Haar. Natürlich bekam man auch Geschenke. Klärchen erhielt an ihrem Ehrentag vor zwei Jahren von Martl ein Kindergrammophon. Martl ergatterte dieses seltene Geschenk über Beziehungen in ihrem Bekanntenkreis. Nun hoffte ich auf ein ebensolch besonderes Geschenk, leider vergebens. Über die Schachtel mit Katzensungen freute ich mich aber auch. Von meiner Patentante Martha bekam ich ein silbernes Kettchen mit einem Medaillon als Anhänger. Auf einer Seite des Medaillons war Jesus Christus mit der Dornenkrone und auf der anderen Seite die Mutter Maria abgebildet. Das Medaillon besitze ich noch heute, sie und der Ehering meiner Mutter sind mein Talisman.

In diesem Sommer lehrte mich meine Schulfreundin Ulli das Radfahren. Das betagte Damenfahrrad gehörte Ullis erwachsenen Schwestern. Für den hohen Sattel waren meine Beine noch zu kurz und so lernte ich stehend fahren. Ich wollte unbedingt Fahrradfahren, doch für ein eigenes Rad fehlte das Geld.

Wie all die Jahre zuvor gastierte der Zirkus Sperlich in unserem Dorf. Zu dem Familienzirkus gehörten viele Kinder.

Während ihres Aufenthaltes in Rückers besuchten sie unsere Schule, und so waren wir schnell mit den Zirkuskindern befreundet. Zum Zirkus Sperlich gehörte ein geistig behindertes Mädchen, das etwa in meinem Alter war. Ich habe das Bild noch vor Augen, wie das Mädchen mit ihrer Puppe auf den Stufen zum Wohnwagen saß und die Puppe an ihre entblößte Brust legte. Das beeindruckte mich sehr, denn damals war das Stillen in der Öffentlichkeit tabu. Viele Jahre später in Hamburg läutete eine jüngere Frau an der Haustür und bot Kurzwaren zum Kauf an. Sie gehörte zu einem Zirkus, der in Hamburg in unserer Nähe gastierte. Auf diese Weise sollte das Futter für die Tiere im Winter gesichert werden. Bei der Unterhaltung stellte sich heraus, dass der gastierende Zirkus der Zirkus Sperlich war. Da waren sie wieder, die Erinnerungen an die Kindheit in meiner Heimat. Die Mutter der jungen Frau war unsere Spielgefährtin und das behinderte Mädchen ihre Tante, die zwei Jahre vor dieser Begegnung gestorben war. Wie klein ist doch manchmal die Welt!

Gerhard und Hubert hatten inzwischen ihre Lehre erfolgreich abgeschlossen und wohnten wieder zu Hause. Beide arbeiteten jetzt als Gesellen im Kristallglashüttenwerk Rohrbach und Böhme in Rückers. Die Jungen gaben einen Teil ihres Verdienstes als Kostgeld ab. Für das gesparte Geld kaufte sich Gerhard eine Ziehharmonika und Hubert eine Gitarre. Die Musik brachten sie sich nach Notenbüchern selbst bei, für Unterrichtsstunden fehlte das Geld. Ihr Freund Alfred spielte Geige und so musizierten sie zu dritt. Als Mitglied des Kollpingvereins, den der junge Pater Stamer leitete, kam Hubert zu einem Brumbass. Nun spielten Hubert, Gerhard und Alfred auch zum Tanz auf.

Nun war der Pater Stamer nicht so streng gottesfürchtig, wie man das von den katholischen Geistlichen in unserer Gegend kannte. Aber gerade das kam besonders bei der Jugend gut an. Im Beichtstuhl bekannte Hubert dem Pater reumütig, er habe an einem Freitag ein Leberwürstchen gegessen. Der Pater erteilte ihm Absolution: „Wenn das Würstchen vom La-

witsch-Fleischer war, dann ist das keine Sünde. Die Blut- und Leberwürstchen vom Lawitsch-Fleischer darf man sogar am Karfreitag essen, so viel Semmel ist in den Würsten“. Bei den Katholiken war der Freitag ein strenger Fastentag, da durfte weder Fleisch noch Wurst gegessen werden. Besonders genau nahm man diesen Brauch am Karfreitag. Am Karfreitag gingen wir in die Kirche zum Heiligen Grab. Gegenüber dem Marienaltar befand sich ein kleiner Raum mit einer aufgebahrten Jesu-Statue. Dort knieten wir nieder und beteten. Auch gedachte man der Toten auf dem Friedhof. Mutter fuhr am Karfreitag immer nach Altwilmsdorf zum Grab ihrer Eltern.

In diesem Sommer vermietete Mutter erstmals ein Zimmer an Feriengäste. Die Sommergäste, Frau Werner mit ihrer Enkelin Hanni, kamen aus Breslau. Hanni war ein hübsches Mädchen von sechzehn Jahren. Vater holte die Gäste vom Bahnhof ab und zog den Leiterwagen mit dem Gepäck. Neugierig schauten wir durchs Fenster, als die drei den Weg entlangkamen. Unsere Feriengäste beköstigten sich selbst, für das Zweibettzimmer erhielt Mutter pro Woche sieben Mark. Hanni und ihre Großmutter kamen nun jedes Jahr in den Ferien zu uns und gehörten fast schon zur Familie.

In Rückers wurde der Deutsche Turnverein gegründet. Meine Freundin Ulli und ich waren die ersten Mitglieder. Wir sorgten dafür, dass die Mitgliederzahl schnell stieg, Klärchen und viele Schulkameraden traten dem Verein bei. Rückers besaß eine große Turnhalle mit vielen Geräten wie Bock, Pferd, Barren, Ringe und Reck. Die Turnhalle lag von der Schule ziemlich weit entfernt. Deshalb fand die Gymnastik in der Schulturnstunde meistens auf dem Schulhof statt, und das weckte nicht gerade unsere Begeisterung. Wir turnten viel lieber in der Turnhalle. Unsere schwarzen Turnanzüge hatten kurze Ärmel und in Hüfthöhe angenähte kurze Pluderhosen, Knopfverschlüsse an den Schultern erleichterten das Anziehen. Das Emblem „DT“ nähte jeder selbst auf.

Anfang der dreißiger Jahre nahm die Arbeitslosigkeit rasant zu. Die meisten Väter waren Alleinverdiener, während die

Mütter bisher die Kinder zu Hause versorgten. Jetzt arbeiteten viele Frauen bei wohlhabenden Familien als Putz- oder Waschfrau, um zum Lebensunterhalt beizutragen. Wenn der Mann arbeitslos wurde, war die Lage besonders schlimm.

Vaters Gesundheitszustand verschlechterte sich erneut. Der Arzt empfahl ihm, die Rente zu beantragen, und stellte ihm ein Gutachten aus: Seine Leiden waren die Folge der vier Kriegsjahre im Ersten Weltkrieg. Doch die Rente wurde abgelehnt. Vater lag bei Kriegsende im Lazarett. Als der Krieg zu Ende war, verließ er eigenmächtig das Lazarett und schlug sich nach Rückers durch. Im Soldbuch war von seinem Lazarettaufenthalt nichts vermerkt und eine Kriegsrente wurde abgelehnt. Vielleicht stand im Soldbuch, dass er und seine Kameraden aus der Kompanie das „Eiserne Kreuz“ bekommen hatten. Darüber war Vater damals gar nicht erfreut gewesen. Mit der Feldpost schickte er das Eiserne Kreuz nach Hause und schrieb Mutter, sie könne damit machen, was sie wolle, von ihm aus könne sie es dem Ziegenbock um den Hals hängen. Vielleicht schmückte Mutter die Ziege mit dem Eisernen Kreuz, denn einen Ziegenbock besaßen wir ja nicht. Gegen die Ablehnung der Rente erhob Vater Einspruch. Als ihm die Invalidenrente nach langem Hin und Her endlich bewilligt wurde, war ich bereits zwölf Jahre alt. Die Höhe seiner Rente betrug monatlich achtundzwanzig Mark. Für mich bekam er acht Mark zusätzlich bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr. Eine Nachzahlung für die Zeit vom Tag der Antragstellung erhielt er nicht.

Gerhard und Hubert wurden immer öfter arbeitslos. Nach vier Wochen Karenzzeit erhielten sie einige Wochen lang Unterstützungsgeld, bis sie wieder eine Arbeit fanden. Das wechselte nun ständig: arbeitslos, vier Wochen Karenzzeit, wenige Wochen Unterstützung und wieder auf Arbeit. Glücklicherweise brachte Mutters Schneiderei viel Arbeit ein. Junge Bauerntöchter, die für den Hausgebrauch nähen lernen sollten, nahm sie jeweils ein halbes Jahr lang unter ihre Fittiche. Pro Anlernling und pro Monat erhielt Mutter dafür fünf Mark

Lehrgeld. An jedem Wochenende bügelte sie Feinwäsche. Unter Feinwäsche verstand man steife Herrenkragen, Ärmelmanschetten und Chemisetten. Die Männer trugen einfache Bündchenhemden, damit nach einmaligem Tragen nicht das ganze Hemd gewaschen werden musste. Für das Bügeln eines Kragens verlangte Mutter zehn Pfennige, Wäschestärke und Strom inbegriffen. Lange Zeit bügelte Mutter mit dem Bolzeneisen. Der Bolzen wurde im Herdfeuer zum Glühen gebracht und mit einem Haken in das hohle Bügeleisen verfrachtet. Eine Klappe verschloss das Bolzeneisen, damit keine Funken herausprühten. Irgendwann konnte sich Mutter für das kleine Vermögen von zwölf Mark ein elektrisches Bügeleisen leisten. Sonnabends durfte ich die gebügelte Wäsche austragen. Von den Kunden erhielt ich fünf oder zehn Pfennige Bringlohn.

Klärchen und ich halfen viel im Haushalt. Vor dem Geschirrabwasch habe ich mich gerne gedrückt, aber ums Abtrocknen bin ich selten herumgekommen. Früher wurde zum Abwaschen Soda verwendet, aber dann kam das Geschirrspülmittel „Imi“ in den Handel. Die richtige Dosierung war besonders wichtig, denn gab man zu viel Pulver in das Spülwasser, rutschte das Geschirr aus den Händen. Die Messer und Gabeln wurden mit Sand blank geputzt. Den Sand haben wir Kinder mit dem Hammer aus Sandsteinen geklopft. In den meisten Küchen hing eine Konsole mit drei beschrifteten Töpfchen: Sand, Soda und Seife.

Die unbehandelten Holzfußböden scheuerten wir mit Schmierseifenlauge weiß. Als der braune Fußbodenlack aufkam, mussten sie nur noch mit Wasser gewischt werden. Wo viel gelaufen wurde, kamen Flickendecken hin. Die gerissenen Streifen aus Stoffresten oder ausrangierten Textilien nähte man zusammen und rollte sie auf. In gewissen Abständen holten die Heimweber das Rohmaterial ab und brachten die fertigen Decken gegen einen geringen Lohn zurück.

Vater als Frührentner betätigte sich als Hausmann, soweit es ihm gesundheitlich möglich war. Kartoffelbrei und Kartoffelsuppe konnte er kochen. Das Gemüse für die Suppe war

dann recht groß geschnitten, was mir gar nicht gefiel und den Sellerie mochte ich auch nicht. Extrawürste gab es nicht und so landete mein Sellerie meistens auf Mamas Teller, denn sie saß neben mir. Unsere Tischordnung wurde strikt eingehalten. An den Schmalseiten des Tisches saßen sich Vater und Mutter gegenüber. Die Bank teilte sich Klärchen mit mir, und uns gegenüber nahmen Gerhard und Hubert ihre Plätze auf den Stühlen ein. Die Wachstuchdecke auf dem Tisch war ringsum mit Leisten befestigt. Klärchen und ich hatten an unserer Seite genau in der Mitte eine Kerbe geschnitten und wehe, wenn sich eine von uns mal ein Stückchen in das Revier der anderen wagte.

Im Jahr 1932 kam mein Jahrgang in die Oberklasse. Bis zum sechsten Schuljahr fand der Unterricht in gemischten Klassen statt. Auf einer Seite des Raumes saßen die Mädchen und auf der anderen Seite die Jungen. Wir waren immer über vierzig Kinder in einer Klasse.

In der Oberklasse wurden drei Jahrgänge zusammengelegt. Mädchen und Jungen wurden nun in getrennten Klassen unterrichtet, nur die Pausen verbrachten wir gemeinsam auf dem Schulhof. Mein Jahrgang behielt während der acht Schuljahre dieselbe Klassenlehrerin. Den Handarbeitsunterricht erteilte eine Nonne, Schwester Sidronia, die Katechismusstunden übernahm unser Pfarrer Bruno Appelt.

Der Pfarrer Appelt stellte im Unterricht einmal die Frage: „Welches sind die Feinde unserer Seele?“ Er rief die Anni auf, weil er bemerkte, dass sie sich überhaupt nicht auf den Unterricht konzentrierte. Anni stand unsicher auf und blickte hilfeschend um sich. Da flüsterte ich ihr zu: „Die KPD“ und erhielt sofort Verstärkung von meinen Kameradinnen, denn ich saß ziemlich weit entfernt von der Anni. Der Pfarrer schmunzelte, als er unsere Hilfeleistung mitbekam und die Anni prompt wiedergab, was wir ihr zuflüsterten. „Ja ja, die KPD, dann setz' dich mal wieder, Anni“, schmunzelte der Pfarrer.

Im folgenden Jahr wurde unsere Lehrerin Fräulein Gottwald

während der Unterrichtsstunde ins Rektorenzimmer zur Lehrerkonferenz gerufen. Wir schrieben den 30. Januar 1933. Eine der Schülerinnen übernahm die Klassenaufsicht. Fräulein Gottwald kehrte blass und mit ernstem Gesicht zurück in den Klassenraum und überbrachte die Nachricht, der Reichspräsident Paul von Hindenburg habe Adolf Hitler als Reichskanzler vereidigt. Uns Kinder berührte das kaum, Politik interessierte uns nicht. Allerdings nahmen wir die Unruhen auf den Straßen wahr. Die radikalen Parteien wie die Kommunisten und Nationalsozialisten erhielten immer mehr Zulauf und auf den Straßen fanden häufig Machtkämpfe statt.

Klärchens letztes Schuljahr neigte sich langsam dem Ende zu. Eine Arbeitsstelle nach der Schulzeit hatte Klärchen schon gefunden. Mutter kannte aus früheren Zeiten die Chefin der Konditorei Dörner in Bad Altheide. Klärchen wurde als Küchenhilfe angestellt und durfte in der Backstube helfen.

Mit vierzehn Jahren ließ sich Klärchen ihre blonden Zöpfe abschneiden. Der Bubikopf stand ihr gut, sie wirkte gleich viel erwachsener. Auch erschien ihr der Name „Klärchen“ viel zu kindisch und den Taufnamen Klara mochte sie nun gar nicht leiden. Der Rufname musste geändert werden, und zwar sofort! Von nun an ließ sie sich Kläre rufen. Um dem Namen eine gewisse Eleganz zu verleihen, tauschte sie das „K“ in ein „C“ um. Ab sofort war sie die Cläre, und das ist bis heute so geblieben.

Wer damals viel Geld besaß, der leistete sich manchmal eine Dauerwelle. Im Dorf gab es eine Frisöse, sie konnte sogar mit der Brennschere ondulieren. Aber selbst das war für uns zu teuer. Cläre überlegte, wie sich preiswert schöne Wellen in ihre neue Frisur zaubern ließen und kam auf die geniale Idee, die Haare mit einer kräftigen Zuckerlösung gefügig zu machen. Das klappte auch ganz gut, bis zum Abend zierten wunderschöne Löckchen Cläres Haupt. Zur Nachtzeit band sie zum Schutz ein Tuch um den Kopf. Der Schrecken kam am nächsten Morgen: Die Haare klebten fest aneinander und ließen sich partout nicht kämmen. Es blieb bei dem einen Versuch, danach trug sie die Haare nur noch glatt.

Hubert war inzwischen achtzehn Jahre alt und beschloss, mit seinem Freund Alfred auf Wanderschaft zu gehen. Ihr Ziel war der Bodensee. Als Mitglieder des Gesellenvereins durften sie in den Kolpinghäusern übernachten, bekamen auch mal was zu essen und durch Gelegenheitsarbeiten verdienten sie sich das Nötigste. Hubert und Alfred besaßen Fahrräder. Huberts Rad war noch mit Vollgummibereifung. Ein neues Rad kostete zweiundfünfzig Mark, und das konnte er nicht bezahlen. Er hatte große Mühe, mit dem alten Drahtesel auf den nicht asphaltierten Straßen voranzukommen. In Abständen erhielten wir Post und konnten Briefe an die Kolpinghäuser schicken, in denen Hubert und Alfred demnächst übernachten würden.

An ihrem fünfzigsten Geburtstag lag Mutter krank im Bett. Die altbekannten Hausmittel zeigten keine Wirkung, Vater holte den Arzt. Unser guter alter Doktor Jacobsen war inzwischen verstorben. Der neue Doktor gab Mutter eine Spritze, nach der sie sich übergeben würde. Das Resultat sollte untersucht werden. Als der Arzt in das Gefäß mit dem Erbrochenen schaute, schüttelte er den Kopf und murmelte: krebsverdächtig. Für Vater brach eine Welt zusammen. Vollkommen niedergeschlagen lief er nach Hause und weinte. Das war das erste Mal, dass ich Papa weinen sah. Am nächsten Tag kam ich mit rotgeweinten Augen in die Schule und bat um zwei oder drei Tage schulfrei, um meine Mutter pflegen zu können, bis sich eine andere Lösung fände. Ulli erzählte mir am Tag darauf, dass für meine Mutter in der Schule gebetet wurde.

Die Laboruntersuchungen fanden in Breslau statt und wir mussten lange auf das Ergebnis warten. Gerhard benachrichtigte Hubert von der Erkrankung der Mutter. Hubert und Alfred radelten so schnell wie möglich vom Bodensee zurück nach Hause. Fast zeitgleich trafen sie mit dem Laborergebnis ein: Mutter litt an einer schlimmen Gallenblasenentzündung. Die Blitzdiagnose hatte sich nicht bestätigt, dem Himmel sei Dank!